

Wiener Stadt-Bibliothek.

T 8775 / 3 A

147.

~~976.~~

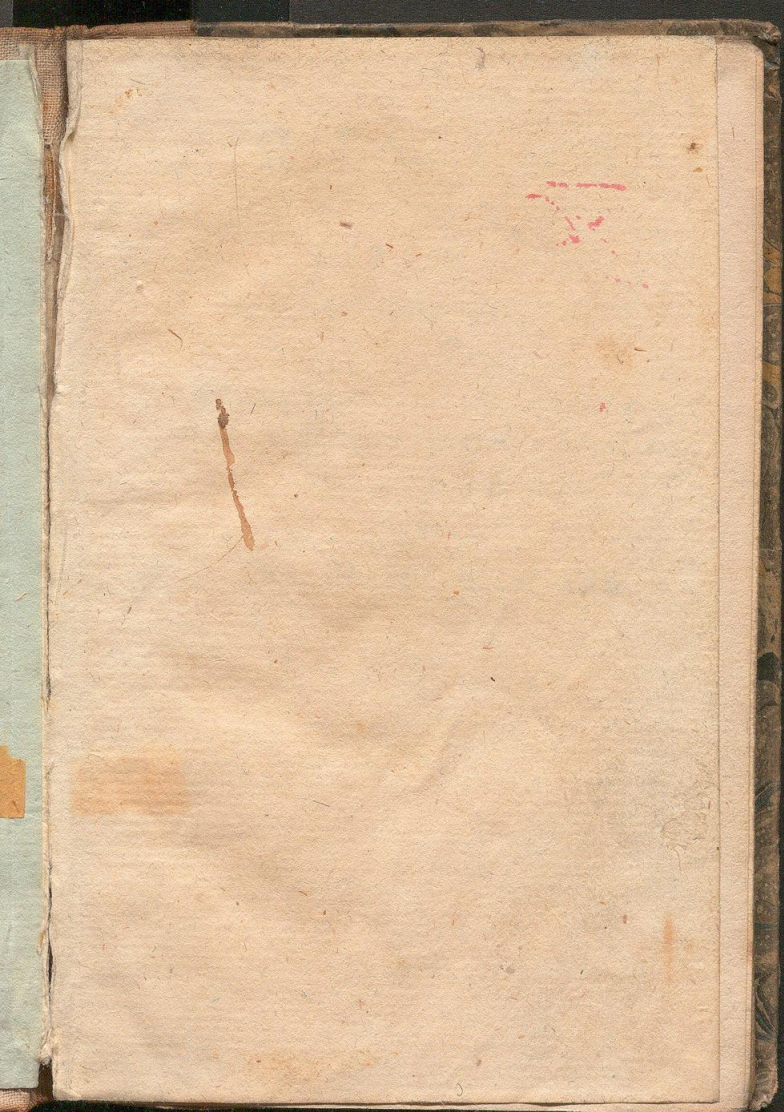
~~769.~~

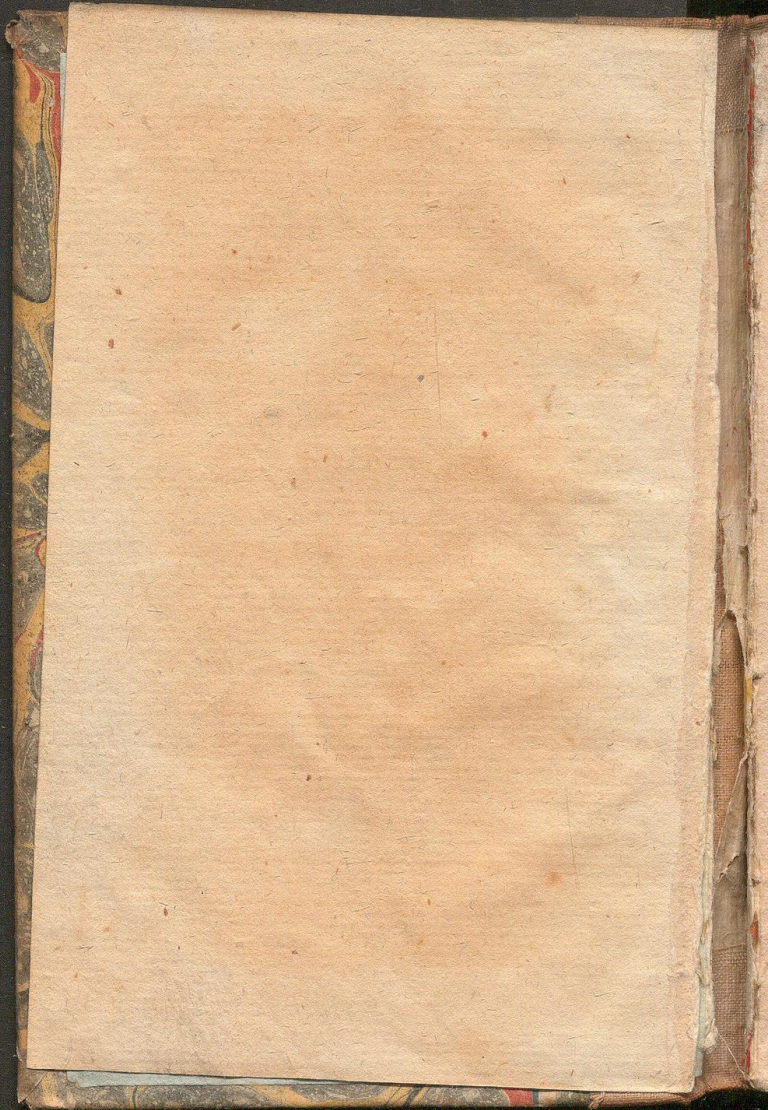
~~177.~~

~~166.~~

~~800.~~







A l w i n a.

E i n e R e i h e
u n t e r h a l t e n d e r E r z ä h l u n g e n

z u r

B i l d u n g d e s H e r z e n s u n d d e r S i t t e n , u n d
z u r B e f ö r d e r u n g h ä u s l i c h e r T u g e n d e n .

F ü r T ö c h t e r .

V o n

D r . F e l i x S t e r n a u .

D r i t t e s B ä n d c h e n .



W i e n .

M a u s b e r g e r ' s D r u c k u n d V e r l a g .

W I L H E L M

Ein

unveränderter

ist

Wahrscheinlich

im

der



W I L H E L M

W I L H E L M

W I L H E L M

W I L H E L M

Die Pächterinnen.

Rechnet nicht, liebe Kinder, auf den Reichthum eurer Aeltern, und suchet früh eine nützliche Kunst zu erlernen, womit ihr euch im Nothfall euer Brot selbst verdienen könnt. Wie gut dieß ist, werdet ihr aus folgender Geschichte dreyer Schwestern bestätigt finden.

Zulchen, Pottchen und Sophie waren die Töchter eines sehr reichen Kaufmanns, den die ganze Stadt als einen durchaus rechtlichen Mann ehrte. Schon seit mehreren Jahren war er Witwer; er konnte sich aber nicht entschließen, seinen Kindern eine Stiefmutter zu geben, und ließ sie lieber unter seinen Augen von einer alten erfahrenen Freundin erziehen. Zulchen war schon sechzehn, Pottchen dreizehn, Sophie zwölf Jahre alt. Jedermann liebte sie als gute, sanfte, bescheidene Mädchen, und viele Mütter stellten sie deswegen ihren Töchtern als Muster vor.

Sie waren alle drey von sehr angenehmer Gestalt und hatten die schönste Aussicht in die Zukunft; aber auf einmahl trübte sich ihr Himmel gänzlich. Zwey Schiffe, auf denen der Vater

den größten Theil seines Vermögens hatte, scheiterten im Angesichte des Hafens, und ein Bankerott, der noch dazu kam, richtete den braven Mann so zu Grunde, daß er kaum so viel Vermögen behielt, die verfallenen Wechsel bezahlen zu können. Ein anderer Kaufmann, der nicht so edel gedacht hätte, würde schnell was noch da war, auf die Seite geschafft, und sich für unvermögend, Zahlung zu leisten, erklärt haben; allein Herr Engelmann war zu ehrliebend, als daß er sich solche Kniffe, zum Betrug seiner Geschäftsfreunde, hätte erlauben sollen. Er gab also alles hin, was er besaß. Es war ihm wenig um sich selbst zu thun, denn das Bewußtseyn, ohne sein Verschulden so tief gesunken zu seyn, doch aber seine Ehre gerettet zu haben, gab ihm Trost im Unglück. Aber der Gedanke, seine jungen, schönen, hoffnungsvollen Töchter, die im höchsten Ueberfluß erzogen worden waren, künftig in Armuth und Elend schmachten zu sehen, machte ihn fast wahnsinnig. Man durfte ihn nicht allein lassen, weil zu besorgen war, er möchte Hand an sich selbst legen. Seine Kinder wendeten alles an, ihn zu beruhigen, und betheuereten, daß sie ohne Klage sein Schicksal mit ihm theilen würden; allein der Gram hatte schon zu tief bey ihm Wurzel gefaßt; er verfiel in ein heftiges Fieber und nach wenigen Tagen war er nicht mehr.

Die drey Töchter sahen sich jetzt ohne Vater, ohne Mutter, ohne nahe Verwandte in einem schrecklichen Zustande, und doch verlo-

ren sie den Muth nicht. Sie suchten, nachdem der erste Schmerz ausgeweint war, sich wieder zu fassen und zu beruhigen, und es gelang ihnen. Der Vater wurde beerdigt, die noch übrigen Gläubiger bezahlt, Bediente und Mägde verabschiedet, und alles, was im Hause war, verkauft. Mit der kleinen Summe, die daraus gelöst ward, zogen sie zu einer weitläufigen Verwandten, die als Witwe mit ihren wenigen Mitteln in großer Einschränkung lebte, entschlossen, unter der Aufsicht dieser Dame, von ihrer Hände Arbeit zu leben. Eine sprach der andern Muth zu; besonders Julie, die älteste unter ihnen, zeigte eine Standhaftigkeit, die ihrem Alter Ehre machte. »Es ist keine Schande,« sagte sie, »sein Brot mit Arbeiten zu verdienen, denn dieß ist ja das Los fast aller Menschen; nur Sittenlosigkeit entehrt. Laßt uns aber unsere Armuth hinter dem Schleier der Wohlhabenheit verbergen, denn Mitleid ist drückend, und oft erlaubt man sich gegen den Armen, was man sich nicht leicht gegen den Reichen erlauben würde. Nie soll in unserer Kleidung, in unserem Betragen, in unserem Aeußern überhaupt, eine Glücksveränderung sichtbar werden; wir wollen, so lange als möglich, Niemand um Unterstützung ansprechen, aber auch gegen Niemand unserer Würde etwas vergeben.«

Alle Schwestern waren hierin mit Julie einverstanden. Es wurden hierauf mit Zuziehung ihrer Verwandten beschloffen, sich um Notharbeit zu bemühen, und Julie übernahm es, mit ei-

ner Weißzeughändlerinn zu sprechen, die ehemahls ihres Vaters Haus mit Wäsche versah. Die Frau schien ein wenig verwundert über diesen Antrag und erlaubte sich allerley neugierige Fragen, Julie sagte ihr aber nicht mehr, als sie zu wissen nöthig hatte: sie habe jetzt mehr Muße als sonst, und wolle sich mit ihren Schwestern mit nützlichen Handarbeiten beschäftigen, in denen sie ein wenig vernachlässigt worden seyen, weil sie keine Mutter mehr gehabt hätten. Wirklich hatten sie es in Musik und Zeichenkunst ungleich weiter gebracht als in den eigentlichen weiblichen Beschäftigungen, darum bath Julie auch die Dame, ihr anfangs keine feinen Arbeiten zu übertragen. Es wurde ihr die Wahl gelassen, und ihr zugesickt, was sie gewählt hatte.

Dieser erste Gang war dem guten Mädchen sauer geworden. Nun aber ging bald alles nach Wunsch, und die Weißzeughändlerinn konnte nicht glauben, daß die Schwestern aus dringender Noth arbeiteten, da sie noch eben so gut gekleidet gingen als ehemahls.

Den ganzen Tag, auch sogar einen Theil der Nacht, waren sie jetzt mit der Nadel beschäftigt. Zur Essensstunde breitete das Mädchen das reinliche Tischtuch auf und brachte blanke Zeller, Messer und Gabeln. Wer in einem solchen Augenblicke in das Zimmer getreten wäre, hätte wohl nicht vermuthet, daß ihre gewöhnliche Kost in einer Wassersuppe und Kartoffeln oder Butterbrot bestand.

So lebten sie ein halbes Jahr lang küm-

merlich und doch zufrieden. Durch eine Stunde, die sie sich des Morgens vom Schlafe abbrachen, gewannen sie Zeit zu ihrem Kopfsputz und ihrem Anzug, der mehr reinlich als kostbar war. Ihr natürlicher Anstand, ihr gebildeter Geschmack und ihr guter gesellschaftlicher Ton machte allen Putz unnöthig.

Sobald sie fertig waren, setzten sie sich an die Arbeit. Das anhaltende Sitzen wurde ihnen zwar anfangs ein wenig sauer, bald aber gewöhnten sie sich daran. Ein fester Wille vermag gar viel. So erlangten sie nach und nach eine Fertigkeit und eine Geschicklichkeit, die ihnen vortrefflich zu Statten kamen.

In ihrer Nachbarschaft wohnte eine sehr wackere und erfahrene Frau, die auf gleiche Art ihren Unterhalt mit der Nadel verdiente. Sie machten Bekanntschaft mit ihr und erhielten von derselben den Rath, sich lieber mit feiner Arbeit zu beschäftigen, die weit besser bezahlt werde. Sie erboth sich, ihnen Anweisung darin zu geben, und dieß wurde sogleich dankbar angenommen.

Nun gewannen sie bald drey, ja vier Mal mehr als zuvor, und je schöner sie arbeiteten, desto mehr fanden sie Beschäftigung. Jetzt hatte Zulchen noch einen andern glücklichen Gedanken, wodurch sie ganz aus aller Verlegenheit gerissen wurden. Sie machte nämlich den Vorschlag, mit der kleinen Summe, die sie von dem Vermögen ihres Vaters gerettet hatten, Leinwand, Musselin, Bänder, kurz alles, was sie bedurften, in ganzen Stücken einzukaufen, und

für ihre eigene Rechnung zu arbeiten. Dieser Plan fand Beyfall und wurde ausgeführt. Die Nachbarinn übernahm den Verkauf der Waaren. Sie machten großen Gewinn damit und wurden so in den Stand gesetzt, ihren kleinen Handel immer mehr in's Große zu treiben und nun selbst Nähterinnen anzunehmen. An die Stelle der Wässersuppe traten jetzt kräftige Fleischsuppen und gute Gemüse; die Kartoffeln erschienen nur noch als Beyessen zu dem Braten, und Butter und Käse als Nachtisch. Sie mieteten sich nurmehr, immer an der Seite und unter dem Nahmen ihrer Mühme, eine anständige, gut meublirte Wohnung, und besuchten wieder ihre ehemaligen Gesellschaften. Das Unglück und der Tod des Vaters hatten ihr Wegbleiben aus derselben gerechtfertigt. Noch immer beschäftigten sie sich fleißig mit der Nadel; aber mehr, um ihre müßigen Stunden auszufüllen und ihren Arbeiten den ersten guten Ruf zu erhalten, als des Gewinns wegen. Die wackere Frau, die ihnen so gut gerathen hatte, führte indessen den Handel mit dem besten Erfolge fort.

Endlich fanden ihre Tugenden, ihr Muth im Unglück, ihr Vertrauen auf Gottes Hilfe den verdienten Lohn.

Der Sohn eines Handlungsfreundes ihres verstorbenen Vaters besuchte sie auf seiner Durchreise durch die Stadt und wurde bezaubert von Zulchens Schönheit, ihrer Sittsamkeit, ihren Talenten. Er erkundigte sich im Stillen und hörte allenthalben von ihr und ihren Schwestern.

das rühmlichste Lob. Zwar wurde ihm auch nicht verschwiegen, daß der Vater sein ganzes ungeheures Vermögen verloren habe, allein dieß wußte er schon. Da das Glück ihn selbst schon reichlich genug mit irdischen Gütern gesegnet hatte, so lag ihm wenig daran, ob seine künftige Lebensgefährtinn Reichthum besitze. Er folgte also bloß der Neigung seines Herzens und both, mit Bewilligung seines Vaters, dem Mädchen, das er vor allen andern so lieb gewonnen hatte, seine Hand an. Auch Julie, die jetzt neunzehn Jahre alt war, war ihm nicht abgeneigt. Er war ein verständiger junger Mann von angenehmem Aussehen und dem trefflichsten Charakter; Alle, die ihn kannten, ertheilten ihm dieses Zeugniß. Sie gab ihm daher ohne Bedenken ihr Jawort, doch nur unter der Bedingung, daß sie sich von ihren Schwestern nicht trennen dürfe. Lotthe und Sophie begleiteten sie also an ihren neuen Wohnort, und waren eine Zeit lang Zeugen ihres ehelichen Glückes. Nicht lange aber, so fanden sich auch für sie würdige Freyer, und alle drey lebten nun wieder in demselben Wohlstande, wie sie es im väterlichen Hause gewohnt gewesen waren.

Die Freunde in der Noth.

Carolinens Bruder sollte als Handlungsgehilfe nach Jamaica abgehen. Es kam ein Brief aus Hamburg, in welchem ihm geschrieben

wurde, in vierzehn Tagen würde bestimmt ein Schiff dahin absegeln; wolle er also diese Gelegenheit benutzen, so müsse er sich spätestens, bis zu Anfang Novembers an Bord einfänden; nach dieser Zeit werde dann schwerlich mehr im laufenden Jahr ein Schiff abgehen, weil zu Ende Novembers die stürmische Witterung eintrete.

Durch diesen Brief kam das ganze Haus in Bewegung. In drey Tagen mußte Bruder Ludwig schon den Postwagen besteigen, wenn er zu rechter Zeit in Hamburg eintreffen wollte, und seine Wäsche und Kleider waren noch lange nicht in Ordnung. Alles mußte daher Hand anlegen, und jedes andere nicht so dringende Geschäft liegen bleiben. Es wurden Nähterinnen angenommen, einige Schneider beschäftigt und Caroline übernahm es, alle ihre Freundinnen zur Hilfe aufzurufen. Es war ein großes Zimmer im Hause, wo außer den Nähterinnen gar wohl noch sechs oder mehrere Gehilfinnen Platz hatten.

Caroline warf ihren Shawl um und ging sogleich auf die Werbung aus. In allen Familien, wohin sie kam, wurde die Nachricht von der nahen Abreise des Bruders mit großer Theilnahme angehört. Es war ein so braver Jüngling, der das beste Glück verdiente; man zweifelte auch gar nicht, daß er es an seinem Bestimmungsorte finden würde; nur war man voll ängstlicher Besorgnisse wegen der weiten Reise auf stürmischen Meeren.

»Aber denke nur,« sagte Caroline zu

ihrer Freundin *Mathilde*, »in drey Tagen soll er schon von hier abgehen, und seine Wäsche ist noch bey weitem nicht in Bereitschaft. Darum wollte ich dich bitten, meine Liebe, mir bey meiner überhäuftten Arbeit diese Tage über ein wenig zu helfen.«

»Dir helfen! Ach, liebe *Caroline*, wie gern wollte ich das, wenn es nur nicht gerade diese Woche wäre, wo ich alle Hände voll zu thun habe. Zu Anfang der künftigen Woche haben wir große Wäsche; du siehst wohl ein, daß ich alsdann keinen Stich nähen kann, weil fast alles auf mir beruht; was also in dieser Woche nicht geschieht, das geschieht dann nicht mehr. Entschuldige mich also, meine Gute. Es wird dir gewiß nicht an Gehilfinnen fehlen, denn das, was ich nicht zu thun im Stande bin, das werden sicherlich zehn andere Freundinnen mit Vergnügen übernehmen.«

Caroline war empfindlich über diese Antwort; sie dachte in ihrem Herzen: »nach der Waschwoche ist ja noch eine Woche, wo deine dringenden Geschäfte verrichtet werden können. Da sie aber wohl sah, daß *Mathilde* ihre Bitte nicht gern erfüllte, so ließ sie sich nichts merken und ging zu einer andern Freundin.

Auch *Louise* und ihre Aeltern versicherten, daß sie großen Antheil an dem Schicksal des guten Bruders nähmen, und sprachen sehr viel zu seinem Lobe. Als aber die Aufforderung zur Mitarbeit erging, gerieth *Louise* in nicht geringe Verlegenheit. »Liebe *Caroline*,« sagte sie,

»gern, gewiß recht herzlich gern wollte ich dir helfen; allein ich muß übermorgen auf den Ball; ich habe es versprochen und der Ball wartet nicht. Du siehst hier mein Ballkleid liegen; es fehlt noch die ganze Garnitur, und ich habe vollauf zu thun, wenn ich noch zu rechter Zeit damit fertig werden will. Darum vergib mir, meine Gute, du wirst genug andere Freundinnen finden, die sich ein Vergnügen daraus machen werden, dir zu helfen.«

»Ich hoffe es,« sagte Caroline, indem sie schnell aufstand. »Du bist auch ganz bey mir entschuldigt, denn ich kann, ohne unbillig zu seyn, nicht verlangen, daß du meinetwegen einen Ball versäumest.«

Von da eilte Caroline zu ihrer Freundin Rosine, die nicht weit von Louise wohnte. Auch hier ging alles recht gut, bis sie auf die Einladung kam. »Ach Gott!« rief Rosine, »warum habe ich deine Wünsche nicht früher gewußt! Erst vor einer Stunde habe ich mich auf morgen zu einer Spazierfahrt nach Nußberg versprochen. Heute und morgen kann ich dir also unmöglich aushelfen; doch vielleicht komme ich ein wenig übermorgen, nur nicht gleich früh, da man doch immer nach einer Reise etwas später aufsteht, weil man meistens tief in der Nacht matt und müde nach Hause kommt. Sey nur indessen recht fleißig mit deinen andern Freundinnen.«

»Armer Bruder,« sagte Caroline mit einem erzwungenen Lächeln, »wenn deine Schwe-

ster bey ihren übrigen Bekannten nicht glücklicher ist, als bey den drey ersten, so wird deine Wäsche wohl schwerlich fertig werden.«

»Beste Caroline,« rief Rosine aus, »du wirst mir es doch nicht übel nehmen!«

»Ach nein,« erwiederte diese empfindlich; »wie könnte ich einer Freundin ein solches Opfer zumuthen. Erlaube nur, daß ich schnell anderswo mein Glück versuche, damit ich nicht selbst meinem Bruder als eine schlechte Freundin in der Noth erscheine.«

Sie ging von da schnellen Schrittes zu Amalien, die aber auch nicht abkommen konnte, weil sie einen ganzen Haufen Strümpfe auszubessern hatte. Eben so wenig konnten Mimi und Auguste ihre Bitte gewähren. Alle hatten selbst dringende Geschäfte

Traurig wollte Caroline schon alle weitern Versuche aufgeben, als ihr auf dem Rückwege Lorchen und Emma begegneten. Sie erzählte ihnen mit wenig Worten ihr Mißgeschick und wollte weiter. Allein Lorchen hielt sie zurück. »Waram bist du denn nicht gleich zu mir gekommen, böses Mädchen? ich helfe dir gern mit meinen beyden Schwestern.« »Und ich auch,« sagte Emma. »Wenn die Tage nicht lang genug sind, nehmen wir die Abende zu Hilfe, und so geht es gewiß; ja, ja, es wird schon gehen.«

»O ihr lieben Mädchen!« rief Caroline aus, und küßte sie, »so gibt es denn doch noch wahre Freundinnen in der Noth. Gott Lob, daß ich euch von dieser Seite haben kennen lernen,

und nun weiß, wem ich künftig mein Vertrauen schenken soll.«

Noch an demselben Tage kamen Corchen und Emma mit ihren Schwestern und brachten auch einige andere Gehilfinnen mit, die sie dazu aufgefordert hatten. — Die Arbeit ging nun rasch von Statten; des lieben Bruders Wäsche wurde fertig und sein Koffer konnte gepackt werden. Er reisete ab, und auf drey höchst unruhige Tage folgte nun die tiefste Ruhe.

Es läßt sich leicht denken, daß Caroline die Freundinnen, die ihr in ihrer Verlegenheit so treulich beygestanden hatten, mit dem wärmsten Dank entließ. Den folgenden Sonntag wurden sie alle von der Mutter eingeladen, und mit dem Besten, was das Haus vermochte, bewirthet. Mathilde, Louise, Rosine, die sonst bey Carolinens Gesellschaften nie übergangen wurden, blieben dieß Mahl ungebethen. Sie äußerten sich darüber gegen eine ihrer Freundinnen, und besorgten, Caroline möchte ihnen wohl gar zürnen, weil sie ihr bey Gelegenheit der schnellen Abreise ihres Bruders nicht geholfen hatten. Diese Freundin fragte Caroline ohne Umstände, wie es komme, daß sie neulich jene drey Mädchen nicht gebethen habe, und ob sie ihnen vielleicht zürne? — »Nein,« antwortete Caroline, »ich zürne ihnen nicht, und es wird wohl auch noch die Reihe sie treffen; aber die Freundinnen in der Noth gehen vor. Wenn ich einmahl Freundinnen zu mir ein-

lade, die es bloß dem Nahmen nach sind, dann werde ich auch sie bitten.«

Die Erbschleicherinn.

In einer kleinen deutschen Stadt lebte kinderlos eine alte reiche Witwe. Ihre nächsten Verwandten waren zwey Töchter ihrer beyden verstorbenen Brüder, Amalie und Sophie, von denen sie immer abwechselnd eine zu sich berief, um von derselben in ihrem Alter gepflegt zu werden. Vorzüglich lieb war ihr Amalie, nicht nur wegen ihrer schönen Gestalt, ihres blühenden freundlichen Gesichts, ihrer Heiterkeit, sondern auch besonders wegen ihres guten Herzens und ihrer treuen Liebe zu ihr. So lange Amalie bey ihr war, hielt sie sich für vollkommen gut versorgt, und die Tage vergingen ihr da durchaus heiter und ruhig. An Sophien aber mißfiel ihr; die gelbliche Gesichtsfarbe und ihr neidischer grämlicher Blick. Zwar pflegte auch sie die alte Tante mit großer Sorgfalt; ihre Liebe schien aber nicht so ganz aus der Tiefe des Herzens zu kommen, wie bey Amalien. Zur Unterhaltung der lieben Tante trug sie alle mögliche Stadtneuigkeiten zusammen; immer wußte sie aber weit mehr Böses als Gutes von Andern zu erzählen, und von Manchen sprach sie oft so schonungslos, daß ihr Frau Eichhorn — so hieß die Tante — ihr Mißvergnügen nicht verhehlen konnte.

Amalie hatte den Winter bey ihr zugebracht, und wäre gern auch noch einen Theil des Sommers geblieben, hätte nicht ihre Mutter selbst ihrer Hilfe bedurft. Sie reisete also nach Hause und Sophie trat an ihrer Stelle.

Kaum war sie einige Wochen da, so wurde die Tante krank, und zwar so bedenklich, daß sich vermuthen ließ, sie werde nicht lange mehr leben.

Diesem Gedanken hing Sophie öfters nach. »Und wie wird es seyn, wenn die Tante den ewigen Schlaf schläft?« fragte sie sich. Und immer war die Antwort: »ungleich besser als jetzt. Sie bedarf dann keiner Pflege mehr, wir können ruhig schlafen, und ich und Amalie sind ihre einzigen Erben. Was für ein glänzendes Leben wir dann führen, wie wir alle andere Mädchen verdunkeln werden! Eine Menge Freyer werden sich um uns her drängen und wir werden die Wahl unter ihnen haben. Und wenn ich erst allein wäre, wenn ich mit Amalien nicht theilen müßte, wenn es hieße, Sophie sey der so reichen Tante Eichhorn Universalerbinn geworden. — Unmöglich wäre dieser Fall wohl nicht; Amalie könnte ja noch vor der Tante sterben, oder die Tante könnte mir zu Gunsten ein Testament machen, und mir ihren ganzen Nachlaß allein vermachen. — Ja, das könnte sie — wenn sie nur nicht Amalien so lieb hätte, wenn sie nur etwas erführe, daß sie recht gegen sie aufbrächte, ich würde dann

die Sache noch ärger machen, als sie ist, und wer weiß, was im ersten Zorn geschehen könnte.«

Während dieß in Sophien's neidischem Herzen vorging, saß Amalie ruhig bey der Mutter, die sich wieder ganz von ihrem Uebelbefinden erholt hatte. Wöchentlich schrieb sie einen Brief an Tante Eichhorn, den Sophie ihr vorlas, weil die Patientinn wegen Augenschwäche schon lange nicht mehr weder lesen noch schreiben konnte. In einem dieser Briefe gedachte Amalie scherzend eines stattlichen Liebhabers, der leicht sich einst als Freyer melden könnte, gab auch in schalkhaftem Tone zu verstehen, daß ihr ein solcher Mann gar nicht unangenehm seyn würde.

Die Tante freute sich über die Offenherzigkeit ihrer Amalie, und sagte Sophie, was sie ihr antworten sollte. Sophie gerieth aber noch an demselben Tage auf den teuflischen Gedanken, diesen Briefwechsel zu benutzen, Amalien aus der Tante Herzen zu verdrängen. Dieß konnte ihr nicht schwer werden, da alle einlaufende Briefe durch ihre Hand gingen, und sie dieselben zu beantworten hatte. Sie konnte ja daraus vorlesen, was sie wollte, und antworten, was ihr gut dünkte. Die Tante war sehr reizbar, und ungeachtet all' ihrer Güte gegen ihre Nichten, äußerst heftig, wenn sie glaubte, von ihnen beleidigt zu seyn.

Dieß benutzte die treulose Sophie, um eine Spannung zwischen der Tante und Amalien zu veranlassen. Sie schrieb an Letztere in

der Tante Mahmen unfreundlich, und dieser las sie von Amalien empfindliche und bittere Antworten vor. Die Briefe von beyden Seiten wurden immer feltener und hörten am Ende ganz auf.

Amaliens Bekanntschaft mit dem jungen Manne, in dem sie einen Freyer zu sehen glaubte, hatte sich indessen ganz ernstlich gestaltet. Er bewarb sich wirklich bey der Mutter um die Hand der Tochter. Da er nun ein rechtlicher Mann war, ein anständiges Amt bekleidete und Amalien nicht mißfiel, so fand die Mutter kein Bedenken, ihre Einwilligung zu geben. Amalie schrieb auch sogleich mit ihrem Verlobten an die Tante, und bath sie um ihre Zustimmung; allein beyde Briefe waren von Sophien, durch deren Hände sie gingen, unterschlagen worden. Ein gleiches Schicksal hatten noch zwey andere Briefe von Amalien. Da nun keine Antwort von der Tante einlief, und der Bräutigam nicht länger zögern wollte, so ging die Hochzeit vor sich. Es wurde dieß der Tante gemeldet, und dabey zugleich, ganz bescheiden und ehrerbiethig, über ihr bisheriges Stillschweigen geklagt, aber auch dieser Brief blieb, wie die frühern, unbeantwortet.

Sophie hatte bald auch durch Andere erfahren, was bey ihrer Cousine vorgegangen war, und wußte es jetzt so einzurichten, daß die Tante Amaliens Verheirathung durch fremde Personen erfahren mußte.

Die gute alte Frau war außer sich darüber.

Solche Lieblosigkeit, solcher Undank von einem Kinde, das immer ihrem Herzen so theuer gewesen, dem sie so viele Beweise ihres Wohlwollens gegeben hatte, dem sie eine zweyte Mutter gewesen war — solcher Undank von einer Amalie, die sie immer für so gut, so kindlich gegen sie gesinnt hielt, schmerzte sie tief, und sie konnte sich nicht mehr zufrieden darüber geben. Sich zu verheirathen, ohne ihr auch nur ein Wort davon zu schreiben, ohne ihr zu sagen, wer der Bräutigam sey, ohne sie um ihre Zustimmung zu bitten — nein, auf eine unzweydeutigere Art konnte die Nichtachtung gegen eine Tante nicht an den Tag gelegt werden.

Je mehr sie darüber nachdachte, desto schmerzlicher empfand sie eine solche Beleidigung, und Sophie ermangelte nicht, sie durch ihre Bemerkungen noch mehr aufzubringen. Sie konnte nicht begreifen, wie es möglich sey, daß Amalie eine Tante, die mehr als Mutterliebe an ihr bewiesen hatte, so tief kränken konnte, und betheuerte, daß man nie so etwas an ihr erleben würde.

»Amalie,« sagte die Tante, »hat sich meiner Liebe für immer verlustig gemacht. Sie hat mir bewiesen, daß sie sich nicht mehr um mich kümmert, nun soll sie erfahren, daß ich mich auch nicht mehr um sie bekümmern will. Du, meine gute Sophie, bist dir immer in deiner Liebe gegen mich gleich geblieben, du verdienst daher auch der einzige Gegenstand der meinigen zu seyn. Noch heute will ich mein Testament

machen und dich zu meiner einzigen Erbin einsetzen.

Sophie machte mit heuchlerischer Miene Vorstellungen, und bath zum Schein für die arme verstorbene Amalie, die es vielleicht doch im Herzen so schlimm nicht gemeint habe; allein die Tante bestand auf ihrem Vorsatz, und Sophie hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als in der Tante Mahnen einen Notarius und die nöthigen Zeugen zur Aufnahme eines Testaments kommen zu lassen, worauf Sophie noch an demselben Tage zur Universalerbinn des Vermögens ihrer Tante eingesetzt wurde.

Amalie ahnete nichts von dem, was durch Sophiens Ränke zu ihrem Nachtheile vorging; aber die Kälte der Tante und das Stillschweigen derselben auf alle ihre Briefe lagen ihr schwer auf dem Herzen. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, aus der Gegend wegzuziehen, ohne die gute Tante noch einmahl gesehen zu haben, und ihr das letzte Lebewohl zu sagen. Daher beredete sie ihren jungen Gatten, eine Reise zu ihr zu machen. Dieß geschah, und am dritten Tage nach der Abfassung des Testaments hielt der Wagen vor der Tante Haus.

Mit Schrecken sah Sophie vom Fenster herab ihre Cousine aussteigen. Sie eilte in der Tante Zimmer, ihr zu rathen, die ungebethenen Gäste nicht anzunehmen. Die Tante wollte sie auch wirklich nicht sehen, und so sprang nun Sophie schnell die Treppe hinab, sie abzuweisen. Mit finsterem Gesichte sagte sie zu der ihr

mit Liebe entgegen eilenden Amalie, die Tante, sey entschlossen, sie nicht zu sprechen und lasse sie ersuchen, ihr Haus auf immer zu meiden.

»Ist's möglich,« rief Amalie aus, »so ganz entfremdet soll mir das Herz unserer Tante seyn? Wodurch hätte ich es verdient? Nein, nein, sie kann mich nicht so ganz unverschuldet von sich stossen wollen. Es finden hier Mißverständnisse Statt, die durchaus gehoben werden müssen.«

Ihr Vatte sprach jetzt auch mit Sophien, und diesen Augenblick benutzte sie, ehe diese es verhindern konnte, die Treppe hinauf nach dem ihr wohlbekanntem Zimmer zu eilen. »Tante, o meine liebe Tante!« rief sie, mit offenen Armen auf sie zuweisend. Diese suchte sie aber mit beiden Händen von sich abzuhalten und brach in einen Thränenstrom aus.

»Bin ich denn nicht mehr Ihr liebe Nichte?« fragte Amalie wehmüthig. »Ach, Sie hatten mich sonst so lieb, Sie hatten so freundliche Worte, so liebevolle Blicke für mich, und heute scheinen Sie mich nur mit Widerwillen anzusehen. O lassen Sie mich doch wenigstens wissen, was ich verbrochen habe, und hören Sie meine Rechtfertigung an. Schon längst merkte ich aus Ihren Briefen, daß Ihr Herz gegen mich nicht mehr dasselbe sey; aber warum ist es nicht mehr so, dieß, beste Tante, lassen Sie mich aus Ihrem eigenen Munde vernehmen.«

»Frage dein Gewissen, Undankbare, es wird dir antworten,« erwiderte Frau Eichhorn. »Du vergift deine Tante, die dir doch immer eine zweyte Mutter war, in der wichtigsten Angelegenheit deines Lebens; du wirfst dich einem Manne in die Arme, ohne dich um ihr Gutachten zu bekümmern; du läßt dich mit ihm trauen und vermissst sie nicht unter den Hochzeitgästen.«

Amalie wollte antworten, als Sophie, die inzwischen hereingetreten war, sie beyhm Arm nahm, und sie unter dem Vorwande, die kränkliche Tante werde durch eine solche Unterredung zu heftig angegriffen, zur Thür hinaus zu ziehen suchte.

»Nein,« rief Amalie, »ich gehe nicht, bis mir alles klar ist. Mein Gewissen ist rein. Ich habe Ihnen, beste Tante, alles geschrieben, habe lange umständliche Briefe an Sie abgehen lassen, habe Ihnen Nachricht davon gegeben, als mein lieber Wagenseil um mich anhielt, eben so von der Einwilligung meiner Mutter, und habe dann auch Sie um Ihre freundliche Zustimmung gebethen; auch Wagenseil hat Ihnen geschrieben; sollten Sie unsere Briefe nicht erhalten haben?«

»Ich habe keinen solchen Brief erhalten,« sagte die Tante trocken.

»Alle angekommene Briefe sind sogleich abgegeben worden,« sagte Sophie.

»Ich habe Ihnen geschrieben,« fuhr Amalie fort, »daß wir, unter der Voraussetzung

Ihrer Genehmigung, das Hochzeitfest auf den 20. dieses Monaths festgesetzt hätten und Sie gebethen, uns dabey durch Ihre Gegenwart zu erfreuen. Haben Sie auch diesen Brief nicht erhalten?»

»Auch einen solchen Brief habe ich nicht erhalten.«

Weil keiner angekommen ist,« setzte Sophie hinzu.

»Nun, so muß etwas mit diesen Briefen vorgegangen seyn. Daß Sie meine früheren Briefe richtig erhalten haben, beweisen leider Ihre harten Antworten. So wehe sie mir aber auch thaten, so schmerzten sie mich doch bey weitem nicht so sehr, als Ihr gänzlichcs Stillschweigen auf meine letzten Briefe.«

»Was träumst du,« sagte Frau Eichhorn, die anfang aufmerksam zu werden; »ich habe nie harte Briefe an dich schreiben lassen, und nicht ein einziger von dir ist unbeantwortet geblieben; nicht durch mich, sondern durch dich selbst ist unser Briefwechsel abgebrochen worden.«

»Dieß alles, beste Tante, muß und wird sich aufklären. Meine Briefe werden Sie ja wohl noch haben, und ich habe die Ihrigen mitgebracht.«

Sophie erhielt von der Tante den Auftrag, die Briefe herbey zu holen. Sie suchte sie lange, fand sie aber nicht, wie sie sagte.

»So erlauben Sie mir doch wenigstens, Ihnen die Ihrigen vorzulesen,« sagte Amalie,

sie sind in einem Tone geschrieben, den ich sonst so wenig von Ihnen, beste Tante, gewohnt war, und daher schmerzlich davon ergriffen wurde.

Hier fand Sophie, die von ihrem bösen Gewissen sichtbar geängstigt wurde, für gut, das Zimmer zu verlassen. Indem sie aber die Thür öffnen wollte, stieß ihr das Dienstmädchen, das eben hereintrat, unversehens das Taschentuch aus der Hand, und siehe da, eine Menge Briefe, die darin gelegen, fielen auf den Boden des Zimmers. Es waren Amaliens Briefe, die nach Sophiens Versicherung nirgends zu finden waren. Herr Wagenseil, der indeß auch dazu gekommen, eilte, sie auflesen zu helfen und erkannte sogleich die Hand seiner jungen Frau. Sophie suchte sie ihm zu entreißen, die Tante aber, die es gewahr wurde, rief mit fester Stimme: »Es sind meine Briefe, ich muß sie alle haben.«

Sophie warf sie hin und rannte mit vor Scham und Wuth glühendem Gesicht aus dem Zimmer.

Die Briefe wurden nun vorgelesen. Die Tante konnte nicht genug staunen über das, was das ränkevolle Mädchen in ihrem Namen geschrieben hatte. Manche enthielten nicht ein Wort von dem, was sie hatte antworten sollen. Eben so waren Amaliens Briefe von ganz anderem Inhalt, als sie der armen getäuschten Tante waren vorgelesen worden. Es befand sich unter ihnen auch das Schreiben, in welchem

Amalie und ihr Bräutigam der guten Tante Nachricht von ihrer Verbindung gaben und sie um ihre Bestimmung bathen, dann die Einladung zur Hochzeit, welche beyden Briefe von Sophien ganz unterschlagen worden waren.

Der schändliche Betrug lag nun klar am Tage, und Sophie stand entlarvt, als die abscheulichste Verleumderinn und Heuchlerinn da.

Zu spät bereute sie jetzt, was sie gethan hatte. Die Tante ließ sie auffordern, sich zu verantworten. Sophie gestand mit Thränen der Scham, daß bloß das Verlangen, der Tante einzige Erbin zu werden, sie zu diesem schändlichen Plane veranlaßt hätte.

Frau Eichborn konnte das böshafte Geschöpf nach einer solchen Unthat nicht länger vor Augen sehen, und schickte sie noch an demselben Tage ihrer Mutter zurück.

Raum war Sophie aus dem Hause, so wurde das von ihr erschlichene und bey den Gerichten niedergelegte Testament wieder zurückgenommen und ein anderes aufgesetzt, in dem die getäuschte Frau, ihre Uebereilung wieder gut zu machen und Sophien für ihre Ränke zu bestrafen, Amalien Wagenseil zu ihrer einzigen Erbin erklärte.

So verlor Sophie, statt eine reiche Erbschaft zu thun, für immer ihren guten Namen und wurde von Allen, die ihre Hinterlist und Bosheit erfuhren, mit wohlverdienter Verachtung angesehen. Ich sage mit wohlverdienter Verach-

tung, denn der Verleumder ist einem Todtschläger gleich, in so fern er Andern ihre Ehre raubt, die Jedem so lieb als das Leben seyn muß.

Das Kleid macht nicht den Mann.

In der Stadt Paris, wo es so viele brave und geschickte Leute, aber auch eine Menge Lagediebe und Spitzbuben gibt, wollte einmahl ein reicher Mann ein anderes Haus beziehen und seine bisherige Wohnung sollte an einen Andern vermietet werden. Es wurde also ein Zettel an die Hausthür befestigt, worauf mit großen Buchstaben geschrieben stand: In diesem Hause ist eine Wohnung zu vermieten.

Bald darauf kamen zwey zierlich gekleidete Herren und bathen um die Erlaubniß, die Zimmer in Augenschein zu nehmen. Der Bewohner war eben ausgegangen; da sie aber so höflich waren und überhaupt sehr anständige Leute schienen, so führte sie die Frau vom Hause selbst überall herum und zeigte ihnen alle Zimmer und Kammern. Die Wohnung schien ihnen sehr wohl zu gefallen und ganz für sie zu passen. Das eine Zimmer wollten sie zu ihrem Wohnzimmer, das andere zu ihrem Schlafzimmer wählen; an diesem Orte, meinten sie, könnte das Sopha, hier die Commode, dort der Tisch stehen. Einer von den Herren hatte die Dame viel über dieß und jenes zu fragen, er that es aber mit so vieler Artigkeit und wußte ihr dabey immer so viel

Schönes zu sagen, daß sie es nicht übel aufnehmen konnte. Indessen sah sich der Andere nochmahls in den Zimmern um und schien, wie gesagt, mit allem recht wohl zufrieden zu seyn.

Endlich verabschiedeten sie sich, bathen tausend Mahl um Verzeihung, wegen der Störung, die sie der Dame verursacht hatten, und dankten ihr auf das verbindlichste für ihre Gefälligkeit.

Als ihr Gemahl nach Hause kam, erzählte sie ihm von dem Besuch, den sie indessen gehabt hatte, und konnte ihm die Artigkeit der beyden jungen Männer nicht genug rühmen. Man denke sich aber ihr Erstaunen, als sich bald darauf fand, daß es zwey Gauner gewesen waren, die ihre beyden goldnen Uhren, welche im Schlafzimmer an der Wand hingen, entwendet hatten.

Seht, Kinder, so leicht kann man sich irren, wenn man die Leute nach den Kleidern beurtheilt.

In meiner Stadt wohnt ein kleiner buckliger Mann, der gewöhnlich in einem ganz schlichten Ueberrock ausgeht. Ich fragte meinen Frik: »Wer glaubst du, daß dieser Mann sey.« »Das weiß ich nicht; er sieht aber gerade so aus, wie der kleine bucklige Schuster in unserer Nachbarschaft; vielleicht ist er auch so etwas.« Ich sagte ihm hierauf, es sey dieser kleine unansehnliche Mann ein königlicher geheimer Rath und einer der besten Köpfe. Frik dachte, es sey mein Spaß und wollte mir lange nicht glauben. Als er aber auch von Andern hörte, daß es wirk-

lich so sey, sagte er: »nun das hätte ich nimmermehr gedacht. Wie kann man denn aber eine solche kleine ausgewachsene Figur zum geheimen Rath machen? Einen solchen Krüppel möchte ja Niemand zum Kutscher haben.«

Ich antwortete ihm: »bey einem Kutscher kommt freylich viel mit auf die Gestalt, bey einem geheimen Rath und andern Männern dieser Art aber kommt alles auf Kopf und Herz an.«

Unrecht Gut gedeihet nicht.

Der Gottlosen Güter versiegen wie ein Bach; sie verausschen wie der Donner im Regen. Die Nachkommen der Gottlosen werden keine Zweige bekommen, und der Unaerchten Wurzel stehet auf einem bloßen Felsen.

O Kinder, ich könnte euch viele Beyspiele aus dem Leben zur Bestätigung der Wahrheit dieser biblischen Worte anführen; nur eines aber will ich euch erzählen, weil es mich immer sehr lebhaft an jene Sprüche erinnert hat.

In einer sächsischen Stadt lebte ein Cattun-Fabrikant in dem besten Wohlstande. Seine Waaren gingen reißend ab. Er hatte nicht mehr Platz genug in seinem großen Hause für einige hundert Arbeiter, die er beschäftigte, und mußte daher noch ein großes Gebäude aufführen lassen. In einem Theile waren die Drucker an vielen langen Tischen mit dem Drucken der Leinwand

beschäftigt; in andern wurden die Blumen ausgemahlt. In einer besonders angelegten Färberey gab man dem Cattun in mancherley Farben den Grund; auf großen Böden wurden die fertigen Stücke aufgehangen und getrocknet, oder sie hingen bey gutem Wetter frey in der Luft von einem hohen Erker herab. Dann kamen sie auf eine metallene Rolle, die von einem Pferde in Bewegung gesetzt wurde. In dem untern Theile beyder Häuser war man in besondern Küchen beständig mit der Bereitung der Farben beschäftigt, und die hellsten Zimmer im Obergeschoße waren den Zeichnern und Formenschneidern eingeräumt, die Jahr aus Jahr ein Beschäftigung hatten.

In allen diesen Zimmern, die lezterwähnten ausgenommen, sah man den Herrn der Fabrik mit einem starken Ochsenziemer wie einen Zuchtmeister unter den Züchtlingen oder einen türkischen Aufseher unter den Galeerensclaven umhergehen, und auf diejenigen losschlagen, die nicht emsig genug arbeiteten, oder das Unglück hatten, einen Fehler zu begehen.

Ich table nicht ganz diese Strenge; sie ist vielleicht nöthig, weil der Flor einer Fabrik von der Schönheit und Pünctlichkeit ihrer Arbeiten abhängt; nur das war mir auffallend, daß Herr Pfeilschäfter auch die kleinsten Fehler, wenn sie auch nicht aus Unachtsamkeit begangen waren, ohne Nachsicht mit der grausamsten Härte bestrafte.

War nun die Woche zu Ende, so empfin-

gen alle Arbeiter ihren bestimmten Lohn; aber nicht in gutem Gelde, sondern in der schlechtesten Münze, die vorher mit großem Gewinn von ihm eingewechselt wurde. Die armen Leute verloren an dem Gelde; manche Stücke konnten sie sogar nicht mehr ausgeben, weil sie falsch waren, aber keines durften sie dem Fabrikherrn zurück bringen, wenn sie nicht sogleich entlassen seyn wollten.

War einer von ihnen in Geldverlegenheit, so war der Herr bereit, ihm vorzuschießen, so viel er brauchte. Dieß war christlich von ihm; er ließ sich aber von jedem Thaler wöchentlich drey Pfennige Zinsen bezahlen, und dieß war nicht christlich.

Er kaufte auch für einen geringen Preis Mehl und schlechte Kartoffeln auf, und verkaufte sie wieder mit großem Gewinn an seine Arbeiter. Wer sich bey dem Herrn beliebt machen wollte, der mußte ihm einen Theil davon abnehmen.

Auf solche Art erwarb Herr Pfeilschäfer schnell ein ungeheures Vermögen; aber alle Kinder seiner Drucker und Färber liefen in Lumpen einher.

Ganz anders nahmen sich dagegen seine eigenen Kinder aus. Er hatte zwey Söhne und drey Töchter, meist schon erwachsen. Sie beschämten Grafen und Gräfinnen durch ihre Kleidung und den Aufwand, den sie machten. Einen ostindischen Shawl, welcher der ersten Hofdame zu theuer gewesen war, trug bald darauf eine

Tochter des Cattun-Fabrikanten; einen Florentiner Hut, um den die Fürstinn selbst gehandelt hatte, die andere Tochter. Der Vater verdunkelte mit seinen Pferden die des Grafen von Jägerdorf, der nach der Fürstinn das größte Haus in der Stadt machte, und er brüstete sich nicht wenig, wenn er auf seinem neuen Wagen hoch über die ersten Diener des Staats, die anspruchlos zu Fuß an ihm vorüber gingen, wegsah.

Man wußte in der ganzen Stadt gar wohl, wie Pfeilschäfte zu dem größten Theil seines Vermögens gekommen war, und sprach viel von dem Uebermuth, womit er ihn wieder verpraßte. »Hätte er nicht besser,« sagten die Einen, »er kleidete die nackten Kinder seiner Arbeiter, die ihm das Geld verdienen müssen, als daß er es von seinen Töchtern in ostindischen Shawls und Florentiner Hüten verschwenden läßt, die sich für ihren Stand nicht ziemen? Seinen Pferden sieht man das reichliche Futter an, indeß den Kindern seiner Leute der Hunger leicht anzusehen ist. Er würde mehr Ehre bey den Menschen und mehr Segen von Gott haben, wenn er seinen Ueberfluß auf eine christlichere Art verwendete.«

Dem Uebermüthigen wurden oft dergleichen Reden hinterbracht; allein er lachte nur dazu. »Das spricht der Neid aus diesen Leuten,« sagte er; »laßt sie reden, ich will lieber Neider als Bemitleider.«

Doch nur allzu bald bedurfte er auch des

Mitleids der Menschen. Er bekam einen heftigen Anfall vom Podagra, der natürlichen Folge eines schwelgerischen Lebens. In seinen beyden Füßen litt er solche Schmerzen, daß er oft laut aufschrie. Wein und alle starke Getränke wurden ihm verbothen, und die strengste Diät ihm vorgeschrieben. Zur großen Freude seiner Arbeiter mußte er über sechs Wochen lang im Bette zubringen, und so waren sie doch wenigstens eine Zeit lang vor seiner unmenschlichen Behandlung sicher.

Seine Krankheit hatte indeß einen sehr nachtheiligen Einfluß auf seine Geschäfte gehabt. Alles war in seiner Abwesenheit lau und nachlässig betrieben worden. Es fehlte den Cattunen an ihrem gewöhnlichen frischen Ansehen, es waren Fehler daran bemerklich; die Sendungen waren nicht zu rechter Zeit abgegangen, und zu spät zur Messe angekommen.

Deßwegen kamen nun Briefe voller Vorwürfe von seinen Correspondenten. Herr Pfeilschäfter nahm sie übel auf, und beantwortete sie trotzig und grob. Seine bisherigen Abnehmer machten nun keine neuen Bestellungen, und Herr Pfeilschäfter, der zu reich und zu stolz war, um gute Worte zu geben, schrieb ihnen auch nicht mehr, und ließ für seine eigene Rechnung fortarbeiten. Auf solche Art bekam er bald so viele Waaren zusammen, daß er nicht wußte, was er damit anfangen sollte. Von Woche zu Woche, von Monath zu Monath wartete er auf Bestellungen; allein es kamen keine.

Dagegen fand sich, und zwar dieß Mahl unter sehr bedenklichen Umständen, das Podagra wieder ein. Sechs Wochen lang hatte der gestrenge Herr auf's neue Höllenqualen zu leiden. Die zunehmenden Sorgen, die ihm der Verfall seiner Fabrik machte, verschlimmerten das Uebel; das Podagra trat zurück und beschleunigte seinen Tod.

Die Nachricht von seinem Ableben machte großes Aufsehen in der Stadt. Eine Menge eben nicht sehr ehrenvoller Anekdoten, die man sich von ihm erzählte, und der prächtige Leichenzug, den seine Witwe veranstaltete, waren das Gespräch aller Gesellschaften. Vieles wurde gesprochen, aber wenig Thränen floßen.

Das große Vermögen, das der Verstorbene hinterlassen hatte, wurde nun unter seine Witwe und seine fünf Kinder getheilt. Auf jeden Theil kamen zwanzig tausend Thaler. Die Söhne setzten mit ihrem Antheil die Geschäfte des Vaters fort, konnten sich aber nicht mit einander vertragen und trennten sich. Für die Töchter fanden sich, bey dem bedeutenden Brautshaß, der ihnen zugefallen war, gar bald Männer. Die eine von ihnen heirathete einen Kaufmann, die andere einen Strumpf-Fabrikanten, die dritte einen Rechnungsbeamten. Sie hatten nun freylich gehofft, noch ansehnlichere Parthien zu machen, allein Geld ist nicht für jeden Freyer das Beste. Herrn Pfeilschäfers Töchter besaßen so wenig Bildung, daß ein Mann aus den höhern Ständen sie nicht heirathen mochte. Kaum that

eine von ihnen den Mund auf, so zeigte sich, daß unter dem Florentiner Hut mit dem Rosenbouquet der geistloseste Kopf stecke; und bey näherm Umgange fand sich, daß ihre Denkungsart so gemein war als ihre Sprache.

Die Söhne heiratheten wohlhabende Mädchen. Sie trieben die Geschäfte ihres Vaters fort; allein sie hatten weder seinen Verstand, noch seine Thätigkeit, noch sein Vermögen; nur seinen Stolz, seinen Hang zum Wohlleben, zum Wucher und zur Härte gegen die Fabrikarbeiter, mit einem Wort, nur seine schlechten Eigenschaften hatten sie geerbt. Sie wollten auf demselben Fuße fortleben, wie er, bedachten aber nicht, daß sie nur den sechsten Theil seines Vermögens besaßen, und die Zeiten nicht mehr waren wie sonst. So kamen sie von Jahr zu Jahr immer mehr zurück. In weniger als zehn Jahren war es so weit gekommen, daß die ehemahls so blühende Fabrik ganz still stand, und beyde Brüder genöthigt waren, als Cattundrucker ihr Unterkommen in einer andern Stadt zu suchen.

Gleiches Schicksal hatten auch die Töchter. Der Kaufmann verarmte durch den Aufwand seiner Frau, die sich nichts von dem, was sie in dem älterlichen Hause gewohnt war, versagen wollte. Schon früher war dieser Kaufmann Mitglied des Stadtraths geworden, und in den Kriegsjahren von 1812 bis 1815 hatte er zugleich die Besorgung des Cinquatierungswesen über sich, ließ sich aber dabey auf eine so öffentliche und

schamlose Weise bestechen, daß er aus dem Rath entfernt wurde. In seiner jetzigen traurigen Lage durfte er es noch für ein Glück schätzen, daß er zum Aufseher über die Spinnstube gesetzt wurde; da er aber auch hier Unterschleif beging, so wurde er zum zweyten Mahle abgesetzt, und sah nun kein anderes Mittel, als sein kümmerliches Brot sich als Tagelöhner zu verdienen. Ein früher Tod machte seinem elenden Daseyn ein Ende. Er hinterließ seine Frau — sie, die sonst an Kleiderpracht mit der Fürstinn wetteiferte — und seine beyden Töchter als Bettlerinnen.

Des alten Pfeilschäfters zweyte Tochter kam eben so wie die erste, durch das Wohlleben, das sie im väterlichen Hause gewohnt war, in tiefes Elend. Ihr Mann glaubte, zu Folge des Reichthums, den er mit ihr erheirathet hatte, seine Fabriksgeschäfte nun aufgeben und sich einer süßen Ruhe widmen zu können. So brachte er denn die eine Hälfte des Tages mit dem Lesen der Zeitungen zu, oder er sah stundenlang, mit der Tabakspfeife im Munde, zum Fenster hinaus; Nachmittags aber durchstreifte er die umliegenden Dörfer und berauschte sich in Doppelbier. So wurde jährlich ein bedeutender Theil seines Vermögens zugesetzt, und da nichts wieder einkam, so hatte es nur allzu bald ein Ende. Nach einem zehnjährigen Müßiggange mußten die Thoren erst wieder anfangen, um Brot zu arbeiten. Die Frau suchte sich etwas durch Nähen und Stricken zu verdienen; der Mann, der sich vergeblich um eine kleine Anstellung bemühte, machte

nun den Unterhändler in Geldangelegenheiten, den Abschreiber für Advocaten oder den Boten für Jeden, der etwas zu besorgen hatte. Er war aber eines solchen Lebens so wenig gewohnt, daß er bald vor Gram starb. Seine Frau schämte sich zu betteln und suchte den Tod in den Wellen.

Am glücklichsten noch, oder vielmehr weniger unglücklich, war die Frau des Rechnungsbeamten. Auch sie kam mit ihrem Manne, der wegen mancherley Veruntreuungen, die er sich hatte zu Schulden kommen lassen, seine Stelle verlor, in eine höchst traurige Lage, da er aber sonst ein geschickter und brauchbarer Mann war, so fand er hinlängliche Beschäftigung, so daß er, wenn auch nicht in Ueberfluß, doch leidlich leben konnte.

So versiegen die Güter der Ungerechten wie ein Bach, sie verrauschen wie der Donner im Regen. S i r a c h.

Der Dichter Cazotte und seine Tochter.

Eine Geschichte aus den Zeiten der französischen Revolution.

Bei dem Ausbruche der französischen Revolution und noch lanæ nachher war Niemand in Frankreich seines Lebens mehr sicher. Eine Anzahl Tyrannen hatten die oberste Gewalt an sich gerissen, und ein einziges unüberlegtes Wort, ein Brief oder ein anderes Papier, in unrechte

Hände gekommen, kostete Vielen, die nichts Arges dabey gedacht hatten, das Leben.

Einer von diesen Unglücklichen war auch der beliebte französische Dichter *Cazotte*, damals schon ein sehr alter Mann, der zu Pierrey in Champagne sehr eingezogen im Kreise seiner Familie lebte. Er war, so wie viele tausend Andere, unzufrieden mit der Revolution, doch suchte er mit nichts ihren Fortgang zu hindern, sondern verhielt sich ganz ruhig, nur führte er eine Correspondenz mit dem königlichen Secretär *Pouteau*, worin er freylich der neuen Ordnung der Dinge keine Lobrede hielt. Diese Briefe waren sein Verderben, denn *Pouteau* wurde verhaftet, und als man dessen Papiere untersuchte, fanden sich auch dabey mehrere Briefe von *Cazotte*, worunter einige von seiner Hand andere aber bloß von ihm dictirt und von seiner Tochter geschrieben waren.

Dieses vortreffliche Mädchen war damals neunzehn Jahre alt, sehr schön, voller Anmuth und ein Muster kindlicher Liebe.

Am 18. August 1792 wurde *Cazotte's* Haus von einem Haufen Bewaffneter umgeben. Ihr Anführer, ein alter Freund des Angeklagten, fand die Familie beyhm Mittagessen, wozu auch er herzlich eingeladen wurde. Der Freund aber, statt sich in den harmlosen Kreis zu setzen, zeigte mit weinenden Augen den Verhaftsbefehl vor. Der Schmerz überwältigte seine Standhaftigkeit; er fiel in Ohnmacht. Vater und Tochter wurden nun nach Epernai in's Gefängniß ge-

bracht, und bald darauf erschien der Befehl, sie nach Paris abzuliefern.

Der Präsident des Districts von Epernai hatte ehemahls das liebenswürdige Mädchen zur Gattinn gewünscht und um ihre Hand angehalten; sie war ihm aber verweigert worden, und nun zeigte sich für diesen Nichtswürdigen eine erwünschte Gelegenheit zur Rache. Er befahl, die beyden Gefangenen auf einen Karren zu setzen, und sie so, aus einem Gefängniß in's andere, nach Paris zu bringen.

Vigneur, so hieß der Freund, der die beyden Unglücklichen hatte verhaften müssen, zitterte bey der Gefahr, welcher Vater und Tochter unterwegs ausgesetzt waren; er nahm daher eine Postchaise und begleitete sie bis Paris. Diese Vorsicht rettete das Leben der Gefangenen in mehreren Städten, wo der wüthende Pöbel, dem sie als Volksfeinde waren geschildert worden, durchaus ihren Tod verlangte.

Nach ihrer Ankunft zu Paris wurden sie in einen Kerker gebracht, wo sich schon eine Menge anderer Gefangener befand, und wo diese Unglücklichen kein anderes Lager hatten, als den feuchten und harten Fußboden. *Ca z o t t e* und seine Tochter blieben aber hier nur acht und vierzig Stunden, nach welcher Zeit sie zum Verhör kamen und sodann nach einem andern Gefängniß, der sogenannten Abtey, gebracht wurden. Die schöne *E l i s a b e t h*, *Ca z o t t e's* Tochter, wurde bald wieder freygesprochen. Doch ohne ihren Vater hatte die Freyheit für sie keinen Werth; sie

wollte daher das Gefängniß nicht verlassen, und bath so dringend, man möchte sie nicht von ihm trennen, daß man ihr endlich ihr Besuch gewährte.

Nun singen die schrecklichen September-Szenen an, bey welchen die Gefangenen in den Gefängnissen, ohne Unterschied, als Feinde des Volks zu Tausenden niedergemacht wurden. Man nahm sich nicht Zeit, sie zu verhören, man fragte sie nicht, warum sie gefangen saßen, und noch weniger, ob ihre Verbrechen gegründet seyen; sondern man begnügte sich, ihre Nahmen abzulesen und sie den Mördern preis zu geben, die rottenweise vor der Thür der Gefängnisse standen, und mit Piken, Säbeln, Bajonetten und andern Mordinstrumenten ihrer warteten, um sie zu tödten. Unter diesen Unmenschen zeichneten sich als die grimmigsten ein Schwarm Marseiller aus, die nach Paris gekommen waren; doch befand sich unter ihnen auch noch manches menschliche und gefühlvolle Herz. Diese Fremdlinge ließen sich zum Theil schon vor dem zur Niedermegung bestimmten Tage in die Gefängnisse einführen, um die Gefangenen kennen zu lernen. Und hier gelang es unserer Elisabeth, durch ihre Zärtlichkeit gegen den alten Vater, durch ihre Gestalt und ihre einnehmenden Reden, einige dieser Menschen zu gewinnen. Sie versprachen ihr, den geliebten Vater zu schützen. Er wurde am 2. September vor das Gericht geführt, das die Mörder selbst errichtet hatten. Auch nicht der geringste für ihn günstige Umstand

zeigte sich. Sein Todesurtheil war gesprochen. Schon waren die Schwerter gezückt, ihn zu morden, als die Tochter sich an den Hals des Greises warf, ihre eigene Brust den Mördern vorhielt und ihnen zurief: »Mir erst müßt ihr das Herz durchbohren, ehe ihr meinen Vater morder.« Man hielt ein. Die Marseiller erkannten das edle Mädchen und riefen Gnade, ein Ausruf, der von allen Stimmen wiederholt wurde. Vor Freude außer sich, vergaß Elisabeth, daß sie Mörder vor sich hatte, die von Blut triefen; sie sah nur in ihnen die Retter des Vaters und umarmte die schrecklichen Menschen. So führte sie, selbst mit Blut besudelt, ihren Vater triumphirend nach Hause. Ihre Schönheit, ihr Muth, ihre Tugend machten einen solchen Eindruck auf die Zuschauer und die Mörder selbst, daß Vater und Tochter jauchzend vom Volk umringt wurden. Man rief ihnen zu: »Nennt uns eure Feinde, wir wollen euch rächen.« Der Greis lächelte: »Wie sollte ich Feinde haben,« sagte er, »ich habe ja Niemand etwas zu Leide gethan.«

Leider war aber hiermit noch nicht alles zu Ende. Es befand sich damals zu Paris ein mächtiger und rachsüchtiger Mann, der Maire Pethion, dessen Cazotte in seinen Briefen nicht sehr ehrenvoll gedacht hatte. Er ergrimte daher, als er hörte, daß die Marseiller den Greis verschont hatten, und auch die Jacobiner (die wüthenden Volksfreunde) bezejigten laut ihre Unzufriedenheit. Cazotte's Freunde zitterten

für ihn, und wollten ihn heimlich aus Paris entfernen; allein er wollte davon nichts hören, und behauptete, es würde eine Schande für ihn seyn, in seinem Alter noch zu flüchten.

Ach, hätte er ihn doch befolgt, den Rath treuer Freunde, die besser als er wußten, unter was für Ungeheuern er lebte!

Neun Tage nach seiner Freylassung erschien bey ihm ein Soldat mit einem von P e t h i o n unterzeichneten Verhaftsbefehl. Der Mensch sagte, er habe einen Miethkutscher bey sich und er wolle ihn nach der Municipalität (zum Stadtrath) führen. Die Tochter setzte sich zu dem Vater in den Wagen, so ungern es auch der bewaffnete Gefangenwärter gestattete. Allein der Kutscher fuhr nicht nach der Municipalität, sondern nach der Conciergerie, einem damahligen Criminal-Gefängniß. C a z o t t e wurde in einen Kerker gebracht, der Tochter aber durchaus der Eingang verweigert. Sie eilte nach dem Gemeindehause, zum Minister des Innern. Ihre Reize, ihr Jammern, ihr Flehen verschafften ihr endlich die Erlaubniß, den Vater im Gefängnisse pflegen zu dürfen, eine Pflicht, die sie treulich bis zu seinem letzten Augenblick erfüllte.

Standhaft sah der Greis seinem Tode entgegen. Er tröstete die zärtliche Tochter, bath sie, sich für ihre Mutter zu schonen, und bey seinen Freunden sein Andenken zu erhalten. Bald nachher erfolgte sein Verhör, denn jetzt nahm man sich wieder Zeit, die Gefangenen mit mehr Förmlichkeiten zum Tode zu schicken. C a z o t t e suchte

keine Ausflüchte. Er erkannte seine Handschrift an und sagte bloß zur Entschuldigung, die vorgezeigten Briefe seyen nur Privatäußerungen gegen einen vertrauten Freund gewesen und haben keine sträfliche Absicht gehabt. Die Richter gaben sich so wenig Mühe, ihre feindseligen Gesinnungen gegen ihn zu verbergen, daß Cazotte lächelnd zu seinem Sachwalter Julienne sagte: »Sie haben, mein Herr, eine sehr schlimme Sache zu vertheidigen.«

Endlich wurde ihm sein Todesurtheil gesprochen. Man bewilligte ihm nur eine Frist von drey Stunden, die der, von dem langen Verhör ganz entkräftete Greis, in einen Winkel hingestreckt, mit Schlafen zubrachte. »Schlafe nur,« sagten zwey von seinen Blutrichtern, die an ihm vorüber gingen, »bald wirst du den ewigen Schlaf schlafen.«

Elisabeth war in dieser Zeit nicht müßig gewesen. Einige von den Geschwornen des Gerichts hatten ihr gesagt, daß ihr Vater dem Gesetz nach sterben müsse, daß es aber noch möglich sey, Gnade zu erlangen. Auf diesen Wink eilte sie, die ihr so günstigen Marsseiller aufzusuchen, und bediente sich überhaupt aller nur möglichen Mittel, ihren Zweck zu erreichen. Ihr Herz war voll Hoffnung; aber in diesem Augenblick bemächtigte man sich ihrer Person. Verzweiflungsvoll rief sie: »Welches Recht habt ihr, mir meine Freyheit zu rauben? Ich kann hier nicht bleiben, meine Pflicht ruft mich anderswohin.« — »Ey, seht doch die Lasterinn,« erwie-

derte man; »ist sie nicht schon glücklich genug, daß man ihr einen Municipal-Beamten zum Schutze gibt?«

So fuhr man fort, sie zurückzuhalten und dabey zu verspotten, indessen der Vatter sich zum Tode bereitete. Er verlangte Papier und Feder, und schrieb folgende Worte: »Liebe Frau, liebe Kinder! beweinet mich nicht; vergeßt mich nicht und enthaltet euch besonders, gegen Gott zu murren.«

Man schleppte ihn auf's Blutgerüst. Hier schnitt er selbst seine weißen Haare ab, und bath seinen Beichtvater, sie seiner Tochter zu überbringen. Indem er sich unter die Guillotine legte, sagte er noch: »Ich sterbe, wie ich gelebt habe, Gott und dem Könige getreu!« und das verhängnißvolle Eisen machte seinem drey und siebenzigjährigen Leben ein Ende.

Jetzt setzte man die unglückliche Tochter in Freyheit und überließ ihr die Sorge, sich selbst und ihre arme Mutter zu trösten.

Maria Prochaska, die preußische Amazone.

Als die Franzosen im Jahre 1812 in schimpflicher Flucht aus Rußland zurück kehrten, da glaubte Preußens edler König Friedrich Wilhelm III., es sey nun die Zeit gekommen, seinem Lande, das von den übermüthigen Fremdlingen ausgesaugt, gedrückt, gemißhandelt wor-

den war, Freyheit, und mit ihr Ruhe und Wohlstand wieder zu geben. Er erließ daher zu Anfang des Jahres 1813 einen Aufruf an sein Volk, die Waffen zur Befreyung des Vaterlandes zu ergreifen, und Jung und Alt wurde von hoher Begeisterung erfüllt, Alles, was waffenfähig war, strömte in dichten Scharen den Plätzen zu, wo die Krieger sich sammelten. Schüler verließen die Schulen und Gymnasien, Studenten die Universitäten, Handlungsgehülfen die Schreibstube. Selbst Professoren und Lehrer wollten nicht zurückbleiben; Gutsbesitzer gaben ihre Wirthschaft und Beamte ihre Stelle auf, um Theil zu nehmen an dem heiligen Kampfe für Freyheit und Vaterland. Wer nicht selbst mit in's Feld ziehen konnte, war thätig auf eine andere Art. Greise, Frauen, Mädchen, brachten ihre Barschaft, ihren Schmuck, ihre Kostbarkeiten der großen Sache zum Opfer dar, oder sie widmeten sich der Pflege der Verwundeten und Kranken.

Maria Prochaska, die Tochter eines alten preussischen Grenadiers, begnügte sich nicht, ihr kleines Eigenthum herzugeben, sie wollte, den Männern und Jünglingen gleich, Blut und Leben ihrem König und der Ehre ihres Vaterlandes widmen. Oft hatte ihr der betagte Vater von seinen eigenen Feldzügen im siebenjährigen Kriege, von dem rühmlichen Kampfe der Tyroler Landteute für ihre Freyheit, von den Thaten der spanischen Frauen und Mädchen erzählt, wie er sie in den Zeitungen beschrieb

gefunden hatte, und dadurch in der Seele der jungen Tochter den Wunsch erregt, sich auf gleiche Art auszeichnen zu können. Als sie daher von dem Aufrufe des Königs hörte, und sah, wie hochbegeistert ihm die Söhne des Vaterlandes zuströmten, da fühlte auch sie sich, ihres Geschlechtes vergessend, unwiderstehlich hingezogen auf den Kampfplatz und hatte länger keine Ruhe mehr in dem Vaterhause.

In der Stille verkaufte sie alles, was sie an Sachen von Werth besaß, und schaffte sich von dem erlöseten Geld eine anständige Mannskleidung, einen Hirschfänger, eine Kugelbüchse und einen Tschako an. So ausgerüstet ließ sich die Jungfrau in die Schar der Lützow'schen Jäger, unter dem Nahmen August Renz aufnehmen, und erwarb sich durch ihre Bescheidenheit und Tapferkeit die Achtung der Offiziere.

Dem alten Vater hatte sie nichts von dem gewagten Schritte entdeckt; bey seiner Vaterlandsliebe, seinem Eifer für die Sache der Deutschen und seinem kriegerischen Sinn, zweifelte sie aber nicht, daß er das, was sie gethan hatte, genehmigen würde. Sie selbst bereute es keinen Augenblick; im Gegentheil, die Uebungen im Schießen machten ihr sehr viel Vergnügen. In einem Briefe an ihren Bruder bath sie diesen daher, dem Vater Nachricht von dem, was sie gethan, und von ihren Fortschritten in der edlen Kriegskunst zu geben, auch ihm ihre heimliche Entfernung und ihren scheinbaren Mangel

an Vertrauen von der besten Seite vorzustellen und Vergebung für sie auszuwirken.

Bald erging nun der Ruf, in's Feld zu rücken. Das Lükow'sche Freycorps, bey dem sie stand, erhielt den Befehl, in Eilmärschen an die Niederelbe hinabzuziehen und sich mit der Nordarmee gegen die Scharen Davoust's zu vereinigen, der die Stadt Hamburg besetzt hielt. Dieß geschah. Im Vortrabe jenes Heeres ging Prochaska mit ihrem Corps über die Elbe. Es galt die Erstürmung einer Anhöhe, die der Feind stark mit Geschütz besetzt hielt, weil er damit das Ufer des Stromes bestreichen konnte. Schon früher hatte Maria, die ihr drohende Gefahr ahnend, in einem gefühlvollen Schreiben ihren in der Heimath zurückgelassenen Lieben das letzte Lebewohl zugerufen. Und wirklich war es in dem Buche des Schicksals geschrieben, daß ihr nicht das Glück werden sollte, mit Siegeskränzen geschmückt in das Vaterland zurückzukehren.

Man war nun dem Feinde gegenüber. Die Hörner gaben das Zeichen zum Angriffe; der Kanonendonner des Feindes antwortete darauf. Ein dichter Hagel von Kartätschenkugeln sollte die Heranstürmenden zurückschmettern; rechts und links fielen der Tapfern viele; auch Prochaska wurde leicht verwundet, aber ihr Muth blieb unerschüttert. Siegreich stieg sie die Anhöhe an der Seite ihrer Waffenbrüder hinan, und achtete nicht des Todes, den die feindlichen Feuerschünde von oben herab verbreiteten. Schon

hatte sie die Hälfte des Weges hinter sich, als der Oberjäger Heidrich von einer Kanonenkugel tödtlich verwundet niedersank. Prochaska sah es und eilte auf ihn zu, um ihn wo möglich in Sicherheit zu bringen und ihm das Leben zu erhalten. Noch stand sie neben ihm, als auch ihr eine Kanonenkugel das Bein zerschmetterte. Ohnmächtig sank sie neben dem Verwundeten nieder, und blieb in ihrem Blute liegen, bis einer ihrer Cameraden ihr zu Hilfe kam und sie bey Seite bringen ließ. Jetzt war es nicht mehr Zeit, ihr Geheimniß zu verschweigen; sie entdeckte dem mitleidsvollen Kampfgenossen ihr Geschlecht, und bath ihn, sie mit Schonung zu behandeln und sie auch dem Wundarzte zu empfehlen. Beydes wurde ihr heilig versprochen. Unter unbeschreiblichen Schmerzen wurde sie nach Dannenberg gebracht; aber mit männlicher Gelassenheit ertrug sie ihre Leiden. Sie sollten nicht von langer Dauer seyn: schon wenige Tage nach ihrer Ankunft verschied sie. Sie war zu spät unter die Hände des Wundarztes gekommen. Durch die zu lange Verzögerung des Verbandes hatte der Brand die Wunde ergriffen und die Rettung der jungen Heldinn unmöglich gemacht.

Sie schied von dieser Welt, aber keine Klage kam über ihre Lippen. Mit Ergebung empfahl sie ihren Geist in Gottes Hände; voll frommen Vertrauens bath sie ihn um Trost und Stärkung für den alten Vater, um Segen für den geliebten Bruder, um Glück für die Waffen ihres Königs.

So starb ein Mädchen für die Freyheit und den Ruhm ihres Vaterlandes. Freylich waren ihre Thaten nicht glänzend wie jene der Jungfrau von Orleans; an hochherziger Gesinnung, an Muth und Tapferkeit stand sie aber dieser Heldinn nicht nach, und ihr Nahme verdient, eben so wie die Nahmen mehrerer andern preussischen Frauen und Mädchen, wie einer Maria Werder, einer Luise B., die, wie sie, Blut und Daseyn dem Vaterlande zum Opfer brachten, in der Geschichte fortzuleben.

Was der Mensch säet, das wird er ernten.

Nichts ist wahrer als dieses Sprüchlein. Einer von meinen Nachbarn säete auf seinen Acker Weizen, und er erntete Weizen; ein Anderer säete Disteln und er erntete Disteln. Wer also gute Früchte ernten will, der muß auch gute säen. Das Sprüchlein ist aber auch wahr in einem andern Sinne, wie ihr aus der folgenden Geschichte hören werdet.

Wilhelm war ein ungemein fleißiger Knabe und lernte, daß es eine Freude war. Morgens, wenn sein Bruder Ulrich noch in tiefem Schlafe lag, saß er schon über seinen Büchern, und wenn die Mägde zu ihm sagten: »Warum denn schon so früh, Musje Wilhelm?« gab er zur Antwort: »Ey darum, weil die Morgenstunde Gold im Munde führt. Des Morgens,

wenn man gehörig ausgeruht hat, lernt man noch ein Mahl so leicht als zu andern Zeiten. Man arbeitet ganz früh so rubig, so ungestört, daß da eine einzige Stund mehr werth ist als Abends drey.«

Wilhelm arbeitete aber nicht nur des Morgens, sondern den ganzen Tag, außer in seinen Erholungsstunden, wo er, wie billig, sich mit seinen jungen Freuden herum tummelte und lustig und guter Dinge war. Darum lernte auch kein anderer Schüler besser seine Lection, keiner kam besser vorbereitet in die Schule, keiner schrieb seine Briefe und Uebersetzungen fehlerfreyer als er. Das beste Lob seiner Lehrer und der erste Platz in allen Classen waren seine schönste Belohnung. In der ganzen Stadt wurde er als einer der fleißigsten und unterrichtetsten Schüler bekannt, und bey den öffentlichen Prüfungen trug er immer einen der ersten Preise davon. So säete Wilhelm Gutes und erntete Gutes.

Von dem Gymnasium kam er auf die Universität, und war hier eben so fleißig, als er es dort gewesen war. Er versäumte kein Collegium und war immer einer der aufmerksamsten Zuhörer. Die Professoren bemerkten es mit Vergnügen, und gaben ihm die rühmlichsten Zeugnisse, weshalb der König, als er davon hörte, sich bewogen fühlte, ihm jährlich hundert Thaler zur Fortsetzung seiner Studien zu bewilligen.

Die Universitätsjahre gingen vorüber, und nun bemüdete er sich um eine Anstellung. Durch

seinen Fleiß und seine gute Aufführung hatte er sich viele Freunde gemacht, unter denen sehr angesehene Männer waren. Sie nahmen sich seiner an, empfahlen ihn und unterstützten sein Gesuch. Er wurde geprüft, ob er auch die nöthigen Kenntnisse habe, und er übertraf weit alle seine Mitbewerber. Bald darauf erhielt er daher eines der ehrenvollsten und einträglichsten Aemter.

Nun fehlte ihm nur noch zu seinem Amte eine gute, wackere Hausfrau. Er hatte die Augen auf eines der edelsten Mädchen der Stadt geworfen, und wagte es bey deren Aeltern um sie anzuhalten. Diese erkundigten sich nun sorgfältig, wie er gelebt habe, wie er denke und handle, und da sie vernahmen, daß er ihrer Tochter ganz würdig sey, sprachen sie sowohl als auch Letztere mit Vergnügen Ja.

So wurde Wilhelm der beneidenswerthe Gatte des lieblichsten und tugendhaftesten Mädchens.

Das Vogelneß.

Kennt ihr, Kinderchen, vielleicht schon das alte Sprüchlein:

Fischefangen, Vogelstellen,

Verdirbt gar manchen Junggesellen?

Ein solcher Junggeselle war auch Conrad. Nichts that er lieber, als Schmerlen mit einem Körbchen oder Gründlinge an der Angel fangen.

Gleich Morgens, sobald Conrad das Frühstück zu sich genommen hatte, ging er hinaus auf's Vogelfangen; oft lief er auch nur Mittags in den Wald und Abends angelte er. Auf solche Art versäumte er aber seine beste Zeit, und lernte nichts, weder in noch außer der Schule: darum hieß man ihn auch nicht anders, als den dummen Kuni.

Einst stand Conrad mit seiner Angelruthe am Flusse nicht weit von einem Baume am Ufer. Er sah ein Paar Vögel immer hin und her fliegen, und hörte sie pfeifen und locken, gleich als ob sie ihren Jungen Futter brächten. Holla, dachte er, auf diesem Baume muß ein Nest seyn. Darum legte er ganz leise seine Angel in's Gras und schlich sich unter den Baum, um zu sehen, was die Vögel machten. Da sah er, daß sie wirklich Junge hatten, und kletterte sogleich den Baum hinauf, das Nest zu suchen.

Er fand es glücklich; allein es war schwer zu erreichen, denn der Ast, auf dem es sich befand, breitete sich ganz über das Wasser aus. Conrad scheute keine Gefahr. Er sah von weitem, daß die jungen Vögel schon Federn hatten, darum wollte er sie gleich ausnehmen, ehe sie ausflögen. Indem er aber die Hand nach ihnen ausstreckte, brach der Ast, an den er sich hielt, und so fiel der dumme Kuni von dem Baume herab in das Wasser. Zum Glück war das Wasser nicht tief; Conrad kam also nicht in Gefahr zu ertrinken, doch wurde er durch und durch naß.

Ein Mann, der nicht weit davon pflügte, eilte herbey, ihn herauszuziehen. Als er aber sah, daß der Knabe weiter keinen Schaden genommen hatte, redete er ihn gar hart an: »Du Wetterjunge,« sagte er, »wie du mich erschreckt hast. Wie kannst du auf den Baum steigen und die jungen Vögel ausnehmen wollen! Gehe in die Schule oder lerne von deinem Vater etwas Vernünftiges, oder trage Holz, oder spinne Wolle, dieß alles ist besser als Fische und Vögel fangen, wobey du nichts als ein Tagedieb wirst. Heute will ich dich laufen lassen, weil du obnehin schon durch deinen Fall in das Wasser genug bestraft bist; wenn ich dich aber jemahls wieder an einem Flusse oder auf einem Baume antrefße, so will ich Vaterstelle an dir vertreten und dich auspeitschen, daß du an mich denken sollst.«

Mit diesen Worten gab der Mann mit seiner Peitsche dem von Wasser triefenden Conrad ein Paar Hiebe, so daß er über Hals und Kopf davon lief und seine Angelruthe darüber am Ufer liegen ließ, die dann jener zerbrach und in's Wasser warf.

Von jetzt an hatte Conrad nicht mehr das Herz, in jener Gegend zu angeln; nach und nach gab er das Fisch- und Vögelfangen ganz auf, und wurde, zur großen Freude seiner Aeltern, ein guter und fleißiger Knabe.

Die jungen Vögel.

Ein anderer Knabe, Namens Ernst, war glücklicher als Conrad; er nahm wirklich ein Vogelnest aus, und brachte fünf kleine, noch halbnackte Vögelchen in seiner Mühe nach Hause.

Die armen Thierchen, die jetzt weder Vater noch Mutter mehr hatten, thaten ganz kläglich. Sie hungerten und Niemand fütterte sie; es fror sie, und Niemand war da, der sie wärmte. Ernst aber hatte eine große Freude an ihnen; er wollte sie groß ziehen, sie dann in einen Käfig sperren, und sich alle Tage ihre Lieder vorsingen lassen. Im ganzen Hause lief er herum, und zeigte Allen die niedlichen Vögelchen.

Die Mutter war aber gar nicht zufrieden, daß er die kleinen hilflosen Thiere ihren Alten genommen hatte. »Wie würde dir zu Muthe seyn,« sagte sie, »wenn Jemand käme, dich aus unsern Armen entführte und dich nackt, hungrig und durstig in eine Kammer ohne Bett einsperrte.«

»D,« sagte Ernst, »ein Bett will ich ihnen gern zurecht machen und auch zu essen und zu trinken will ich ihnen vorsetzen.«

Die Mutter. Sie können noch nicht allein essen und trinken, so wenig als kleine Kinder. Sie sind gewohnt, daß Vater und Mutter ihnen jedes Körnchen in den Schnabel stecken.

Ernst. So will ich es denn auch machen. Sage Mutter, was essen sie denn?

Die Mutter. Semmel oder Hirsekörner in Milch eingeweicht.

Ernst. So gib mir nur geschwind Semmel und Milch.

Die Mutter. Vor allen Dingen mußt du ihnen ein recht weiches Nest von Baumwolle machen. Etwa in ein Körbchen.

»Ein solches Körbchen will ich dir leihen,« sagte seine Schwester Emma, »und ich,« rief das kleine Zulchen, »ich bringe dir Semmel und Milch.«

Die Mutter zeigte ihm hierauf, wie er ihnen mit einem Stäbchen ein kleines Krümchen Semmel in den Schnabel stecken sollte, den sie von selbst öffneten, wenn man das Locken der Alten nachahmte.

Ernst hatte eine große Freude darüber. Den ersten und den zweyten Tag ging alles recht gut. Er sah jede Stunde ein Paar Mahl nach seinen Vögeln und fütterte sie. Den Schwestern machten sie nicht geringeres Vergnügen, und sie erwarteten mit Ungeduld die ersten Federn der jungen Vögel.

Am dritten Tage fand es aber Ernst zu beschwerlich, so viele Vögel zu füttern. Darum verschenkte er zwey davon an gute Freunde. Am vierten Tage waren ihm auch die übrigen drey noch zu viel. Er gab den einen seiner Emma, den andern Zulchen, unter der Bedingung, daß sie dieselben füttern sollten. Den dritten behielt er selbst, und verwahrte ihn unter seiner Zettstelle.

Aber was geschah! Die Schwestern konnten sich in das Füttern der Vögel nicht finden, und gaben ihnen zu viel. Wenn die Thierchen nicht mehr fressen wollten, sperreten sie ihnen den Schnabel auf und stopften ihnen das Futter hinein. Als Ernst am folgenden Tage sich nach den kleinen Kostgängern umsah, lagen sie erstickt mit noch vollgepfropften Schnäbeln im Neste. Er weinte laut um sie, und lief mit ihnen zur Mutter, um ihr die armen Thiere zu zeigen und seine Schwestern ihrer Grausamkeit wegen anzuklagen. Aber eben da er zum Zimmer hinaus wollte, schlüpfte der Kater mit dem dritten Vögelchen, das er unter der Bettstelle hervorgeholt hatte, zur Thür hinaus.

»Wahrscheinlich,« sagte seine Mutter zu ihm, »sind auch die beyden armen Vögelchen, die du deinen Freunden geschenkt hast, auf eine eben so grausame Art umgekommen. Und wie groß wird der Schmerz der beyden Alten gewesen seyn, die auf ein Mahl ihrer Jungen beraubt waren. O Ernst, Ernst! Warum hast du nicht lieber die Kleinen in ihrem Neste gelassen!«

Zu spät bereute jetzt Ernst seine That. Er konnte den kläglichen Tod der drey jungen Vögel gar nicht mehr aus dem Sinne bringen, und sogar einige Nächte deßhalb gar nicht schlafen.

Der Schullehrer.

Christian Fröhlich ging gern und fleißig in die Schule, denn sein Lehrer war ein gar lieber und freundlicher Mann, der mit seinen Schülern große Geduld hatte; denn diese waren zum Theil ungemein dumm und faul, und ließen sich eine Sache, die sie wohl gleich auf das erste Mahl hätten merken können, wohl zehn Mahl sagen.

Von der Art war aber nicht Christian Fröhlich; er fand Vergnügen am Lernen, war aufmerksam in den Schulstunden, plauderte nicht und behielt alles, was man ihm sagte. Darum hatte ihn aber auch der Schullehrer lieber als die faulen Schüler, und beschäftigte sich mehr mit ihm als mit den Andern. War ein Brief dictirt worden, so war der wackere Held (dies war des Lehrers Name) am aufmerksamsten auf Christian's Schreibebuch, weil dieser immer die wenigsten Fehler machte. Er hatte ihm, ich weiß nicht was für ein Geschenk versprochen, wenn er drey Tage nach einander gar keinen Fehler mehr machen würde. Konnte er nun wirklich ein Mahl keinen Fehler finden, so stellte er sich als wäre er sehr besorgt, Christian möchte nun nächstens das Geschenk erlangen; im Herzen aber freute er sich darüber.

Kam es zum Rechnen, so gab ihm der brave Held unter vielen nützlichen auch manche scherzhafte Exempel auf, um ihm Abwechslung

und Erholung zu verschaffen. Er verlangte z. B. Christian solle mit Ziffern die Zahl neun tausend zwölf hundert und sechs und achtzig schreiben, und lachte über des Knaben Verlegenheit, wenn es ihm nicht gelingen wollte. — Ein anderes Mahl gab er ihm ein ungeheures Divisions-Exempel — eine ganze Reihe Zahlen — aufwärts zu dividiren. Als es glücklich heraus gebracht war, hatte es die Gestalt eines Schiffes mit vier neben einander stehenden Masten. Den Fleiß des Rechners zu belohnen, gab sich der Schullehrer die Mühe, die ganze Figur zierlich mit Linien zu umziehen, bunte Wimpeln an die Spitze der Masten und ein Steuerruder an das Hintertheil zu mahlen. Der Nahme des Rechners wurde hierauf mit zierlichen Buchstaben darunter geschrieben und das Bild an der Wand befestigt.

Auch außer der Schule war dieser Ehrenmann unserm Christian Fröblich ein väterlicher Freund. Er nahm ihn mit sich in seinen Garten und auf seine Spaziergänge; er erzählte ihm von dem, was er in der Welt gesehen und erfahren, von dem, was er gelesen und gehört hatte, gab ihm nützliche Bücher, sich in seinen Freystunden damit zu beschäftigen, und sprach dann mit ihm über den Inhalt.

So vergingen Christian's Schuljahre, die bey ihm stets eine angenehme Erinnerung zurückließen. Er wurde nun confirmirt und kam zu einem Kaufmann in die Lehre. Die Lehrjahre verstrichen und der Jüngling reiste hinaus in

die Welt, sein Glück zu suchen, unter Arbeiten und Gefahren.

Es wurde ihm der Antrag gemacht, unter vortheilhaften Bedingungen als Handlungsgehilfe nach Jamaika zu gehen. Ein junger gesunder Mensch scheut nicht leicht eine weite Reise. Christian schrieb an seine Aeltern, bath um Erlaubniß, die Stelle annehmen zu dürfen, und erhielt sie. Bald trennte ihn nun das Weltmeer von seinem Vaterlande.

Viele reisen nach Amerika in der thörichten Meinung, es regne da Gold, wie in Europa Wasser; allein auch dort will, wie bey uns, der Reichthum durch Verstand, Glück, Arbeit und Geschicklichkeit erworben werden. Christian vereinigte dieß alles in seiner Person, darum ging es ihm gut. Er schrieb eine schöne Hand und war ein sehr fertiger Rechner, darum wurde ihm bald die Buchführung übergeben und sein Gehalt verdoppelt. Jährlich konnte er eine bedeutende Summe zurücklegen, wofür er Caffeh, Zucker, Indigo und andere solche Waaren einkaufte, die er nach Europa sandte und mit großem Gewinn wieder absetzte. Für das daraus gewonnene Geld wurden ihm von einem Handlungsfreunde europäische Waaren nach Jamaika gesandt, an denen er dort einen eben so großen Gewinn machte. Dieß Alles geschah mit Bewilligung seines Principals, der mit Vergnügen sah, wie sich Christian in seinem Hause bereicherte. Christian aber vergaß nie bey den Sendungen nach Europa seine Aeltern.

Er schrieb ihnen oft, und viele seiner Briefe begleitete er mit Geschenken für Vater, Mutter und Geschwister.

Er heirathete die Tochter eines reichen Kaufmanns in Jamaika und wurde sein Handlungs-genosse. Als sie ihm aber nach fünf Jahren starb, da ergriff ihn die heftigste Sehnsucht nach dem Vaterlande. Beständig träumte ihm von seinen Aeltern, seinen Geschwistern, seinem Schullehrer, seinen Schulfreunden. Er wünschte diese Alle wiederzusehen und wenigstens noch eine Zeit lang an dem Orte, wo er geboren ward, seines Lebens froh zu werden. Seine Frau hatte ihm zwey hoffnungsvolle Söhne hinterlassen; beyde sollten ihn begleiten. Zwar sah der Schwiegervater seine Entfernung ungern, doch fügte er sich darein, unter der Bedingung, daß die lieben Reisenden in Zeit von zwey Jahren nach Jamaika zurückkommen sollten.

Die Ueberfahrt war glücklich, denn einen kleinen nächtlichen Sturm achteten sie nicht. Von Hamburg aus setzten sie in einem guten neuen Reisewagen, den *Christian* kaufte, ihre Reise in die Vaterstadt fort und kamen wohlbehalten, zur unaussprechlichen Freude Aller, in dem Vaterhause an. Wie glücklich sich nun die ganze wiedervereinigte Familie fühlte, wie viel sie sich zu fragen, zu erzählen, zu vertrauen hatten, läßt sich leichter denken als beschreiben.

Schon seit mehreren Jahren herrschte durch *Christians* Freygebigkeit sichtbarer Wohlstand in dem Hause seiner Aeltern. Er hatte der Jugend-Bibliothek. 7. Bd.

milie einen bedeutenden Jahrgelhalt ausgefekt und fie ben jeder Gelegenheit mit Gefchenken überhäuft, die immer reichlicher wurden, je reicher er felbft war. Jetzt kam die Reihe auch an feine Freunde. Als den älteften und treueften unter ihnen betrachtete er feinen alten Schullehrer Held. Kaum hatte er erfahren, daß er noch lebe, fo nahm er feine beyden Söhne an die Hand und eilte zu ihm. Zwanzig Jahre waren verflossen, feitdem fie fich einander nicht mehr gefehen hatten. Chriftian war vom Knaben zum Manne gereift, Held vom Manne zum Greis. Kaum erkannten fie fich wieder; aber in ihrem Gedächtniß lebte noch die Vergangenheit unverändert, frifch und schön. Auch erkannte fich noch Chriftian in der Schulftube; fein Schiff war noch an die Wand geheftet; der Difeh ftand noch da, an dem er einft lefen und fchreiben gelernt hatte. Ueberall fanden fich aber auch Beweife, daß es dem redlichen Schullehrer in feinem Alter nicht beffer ging, als in feinen frühern Jahren. Chriftian erinnerte ihn an alles, was ihm aus den alten Zeiten noch einfiel. »Am wenigften, guter väterlicher Freund,« fagte er, »habe ich einen biblifchen Spruch vergeffen, den ich in Ihrer Schule gelernt habe. Er heißt fo: Vergiß deines Freundes nicht, wenn du fröhlich bift, und denke an ihn, wenn du reich wirft. Ich bin nun reich und fröhlich, guter, theurer Mann, und Sie waren einer meiner erften und treueften Freunde. Gönnen Sie mir daher die

Freude, Sie, wo nicht reich, doch froh und sorgenfrey zu machen.«

Indem er so sprach, öffnete er die Thür, und es traten Leute mit großen bedeckten Körben in das Zimmer. Christian schlug die Tücher zurück, und es zeigten sich in dem einen Wäsche, Tuch, Zeug, überhaupt alles, was zu einem dreysfachen guten Anzug gehört, in Ueberfluß. In dem andern waren Zucker, Caffee, Reis, Schinken, geräucherte Zungen, Wein, Liqueur und dergleichen Sachen mehr, auch zwey große Rollen harter Thaler und die schriftliche Versicherung einer jährlichen Leibrente von zweyhundert Thalern. So reich, wie in diesem Augenblick, war der gute Held in seinem Leben nicht gewesen. Er wollte etwas saagen, allein er verstummte und Thränen benetzten seine Wangen. Endlich fand er wieder Worte, seinen innigen Dank auszusprechen. Christians Gesinnungen beschäftigten seinen Geist weit mehr als seine reichen Geschenke. »Ich bin sechzig Jahre alt geworden,« sagte er, »das Glück einen so dankbaren Schüler zu finden, habe ich aber nur ein Mahl erlebt; Gott wird Sie einst für das, was Sie an mir thun, auszeichnen unter den Seligen, so wie Sie sich hier durch ihr Herz ausgezeichnet haben.«

Es wurde noch viel mehr gesprochen, was ich meinen lieben jungen Lesern verschweige. Dafür schließe ich mit einer Bemerkung, die ich Ihnen nicht vorenthalten kann.

Nicht jeder Schüler ist nämlich im Stande,

wie Christian Fröhlich, dem Lehrer seiner Jugend seine Dankbarkeit auf eine so reiche Art zu bezeigen, ihn mit Körben voll Wäsche und Kleidern, mit ganzen Rollen Thalern und einer Leibrente zu beschenken. Gewiß aber könnten viele unter ihnen, wenn sie zu Vermögen kommen, jährlich, ohne sich wehe zu thun, einen Gulden oder Thaler missen, und ihn dem braven Manne zukommen lassen, dem sie ihren ersten Unterricht verdanken, und der gemeiniglich für so viele Mühe und Verdruß, womit sein Schulamt verbunden ist, auf eine so kümmerliche Weise belohnt wird. Wenn nur von der Hälfte oder dem dritten Theil der Schüler, die ein Schullehrer erzogen hat, Jeder einen Gulden oder Thaler bestrüge, so würde dieß hinlänglich seyn, ihm ein sorgenfreyes und heitres Alter zu bereiten.

Lucas, oder Schuld und Strafe.

Lucas war schon von seinem dritten Jahre an ein wilder, unbändiger Knabe, der alles zerschlug und zerstörte, und seine jungen Freunde, wo er konnte, neckte und plagte. Fast kein Tag verging, ohne daß er eine Züchtigung verdiente, und je größer er ward, desto unartiger wurde er. Den Mädchen verbrannte er ihre Puppen, und zertrümmerte ihre Spielsachen, den Knaben warf er ihre Bälle über ein Haus oder über eine Mauer, oder er zerbrach ihnen

ihre Reife, oder schnitt ihnen ihre Papierdrachen ab, oder stellte ihnen unversehens ein Bein und warf sie nieder. Wie die Menschen, eben so wurden auch von ihm die Thiere geplagt; bekam er eine Katze in seine Gewalt, so hieb er ihr den Schwanz ab, oder klebte ihr mit Pech Muschalen unten an die Füße, den Hunden schnürte er mit einer Schnur die Schnauze zu, oder band ihnen ein Tuch um den Kopf, daß sie nicht sehen konnten. Der Mutter trank er die Sahne von der Milch und naschte von dem Braten in der Speisekammer, dem Vater holte er das schönste Obst von seinen Bäumen weg: kurz, Lucas war ein Ausbund böser Tugenden, und keine Vorstellungen, keine Warnungen konnten ihn bessern. Er zog sich durch seine Bosheiten den größten Verdruß und oft harte Züchtigungen zu, aber auch dieß machte ihn nicht besser.

Einst, da ihm die Mutter nicht ein zweytes Stück Kuchen geben wollte, weil er schon ein großes Stück verzehrt hatte, erdreistete er sich zu sagen: »Wenn Du mir nicht noch ein Stück Kuchen gibst, so werfe ich ein Fenster ein.« »Wenn Du ein Fenster einwirfst,« antwortete die Mutter, »so bekommst du tüchtige Schläge und mußt es bezahlen.« Beyde hielten Wort. Lucas lief die Treppe hinab, suchte einen Stein und warf von der Gasse herauf eine Scheibe ein, daß Stein und Scherben der Mutter um den Kopf flogen.

In demselben Augenblick trat der Vater in's Zimmer. »Welcher Bube mag das gethan

haben?» fragte er und ging an's Fenster. »Wer anders als Lucas,« antwortete die aufgebrachte Mutter. Der Vater sah ihn vom Fenster aus noch fliehen und sich in ein Haus verstecken. Es wurde ihm hierauf der ganze Vorfall von der Mutter erzählt.

Jetzt ließ der Vater einen ganz neuen Ohrenziemer holen und legte ihn in Bereitschaft. Lucas kam aber erst bey später Nacht, in der Hoffnung, er werde sich ungesehen in das Haus und in sein Bett schleichen können; allein er wurde verrathen und mußte noch diesen Abend seine Strafe ohne Gnade erleiden. Er konnte vor Schmerzen fast gar nicht schlafen, und als es Tag war, mußte er seine Sparbüchse bringen und die neue Scheibe, die eingesetzt worden war, daraus bezahlen. Er durfte auch drey Tage lang den Aeltern nicht vor die Augen kommen und mußte diese Zeit, in eine Kammer eingesperrt, allein zubringen.

Die Magd sagte bey dieser Gelegenheit ein Mahl, als sie mit ihm allein war, spöttisch lächelnd zu ihm: »Müsse Lucas, das war eine theure Scheibe. Mich wundert nur, daß Sie kein Pflaster brauchen und noch so gut sitzen können.« Lucas aber drohete, ihr den Stiefelknecht an den Kopf zu werfen, wenn sie nicht sogleich schwiege.

Eine Zeit lang nur war diese Züchtigung von guter Wirkung, denn Lucas ließ darum seine Bosheiten und Bubenstreichs noch immer

nicht. Manche verübte er unentdeckt und ungestraft, bey anderen aber kam er übel genug weg.

Oft, wenn er Abends von seinen Aeltern die Erlaubniß erhalten hatte, einen Freund in der Nachbarschaft zu besuchen, schwärmte er mit einer ganzen Rotte Straßenjungen umher, schellte an den Häusern und Kramladen, und lief, wenn die Leute kamen und öffneten, lachend und spottend davon.

Am liebsten übte er seinen Muthwillen an dem Hause eines ehrsamten Schneiders aus, dem er auch schon ein Mahl einen großen Ziegenbock an die Thür gemahlt hatte. Der Mann aber nahm sich vor, denen, die sich so oft ein Vergnügen machten, ihn zu foppen, aufzupassen und ihnen die Lust, wiederzukommen, zu vertreiben. Er stellte sich daher an das Fenster über der Thür, und da er den schelmischen Lucas heranschleichen sah, um anzuschellen, goß er ihm einen großen Topf voll eiskaltes Wasser über den Kopf. Seine Kameraden sahen es und lachten ihn aus. Lucas aber wurde so wüthend, daß er einen Stein nahm und dem Schneider ein Fenster einwarf.

Dieser verfolgte den Thäter nicht, den er doch nicht eingeholt haben würde, sondern er schickte diesen muthwilligen Buben einen Lehrburschen nach, der ganz unbefangen hinter ihnen herging und hörte, was sie sprachen. So erfuhr er, daß Lucas es war, der das Wasser auf den Kopf bekommen hatte.

Am folgenden Tage erschien ein Polizey-

diener bey den Aeltern des boshaften Lucas, und sagte diesem, sich um 11 Uhr auf der Polizey einzufinden. Die Mutter erschrak über diese Bottschaft und theilte sie sogleich ihrem saubern Sohne mit, der todtenblaß darüber wurde. Sie wollte wissen, was er wieder für ein Bubenstück begangen habe. Er gestand das Anläuten, glaubte aber durch das Wasser, das ihm über den Kopf gegossen ward, schon hart genug dafür bestraft zu seyn. Von dem eingeworfenen Fenster schwieg er aber ganz.

Doch, was half es ihm! Er wurde vor dem Polizeygericht der That überwiesen und zu sechzehn Ruthenhieben auf den bloßen Rücken verurtheilt. Auch mußte er dem Schneidermeister Abbitte thun und ihm die zerbrochene Scheibe bezahlen. Alle, die an dem verübten Muthwillen Theil genommen, und überführt wurden, an Häusern und Kramläden angeläutet zu haben, bekamen Ruthenhiebe.

Auch diese Strafe ließ Lucas sich noch nicht zur Warnung dienen. Er gerieth auf eine Menge anderer boshafter Streiche, die ihm ein böser Geist einzugeben schien. Er war ein geübter Stelzenläufer, und keiner seiner Cameraden hatte höhere Stelzen als er. So ging er in der Nachbarschaft von einem Hause zum andern, und wo er im Erdgeschoße einen obern Fensterflügel offen stehen sah, da streckte er, auf seinen hohen Stelzen stehend, zum Schrecken der Bewohner des Zimmers, den Kopf hinein und erkundigte sich nach ihrem Befinden. Dieß mochte

noch hingehen; einst erlaubte er sich aber auf diese Art ein Possenspiel, das ihm und einem seiner Freunde theuer zu stehen kam.

Dieser Freund, Wilhelm war sein Nachbar, hatte in den Winterabenden eine Rechenstunde, und ging immer Punct 8 Uhr vergnügt von seinem Lehrer nach Hause. Dieß wußte Lucas, und er nahm sich vor, sich einmahl als Gespenst zu verkleiden und seinem Freund Wilhelm einen rechten Schrecken einzujagen.

Zu diesem Endzweck nahm er ein Betttuch, warf es über den Kopf, überzog sein Gesicht mit Teig, so daß nur Augen, Nase und Mund frey blieben, und bestieg in diesem Aufzug seine Stelzen. So erwartete er um die achte Stunde, in der schwach beleuchteten Straße, den armen Wilhelm, der arglos nach Hause ging. Plötzlich stellte er sich vor ihm hin und redete ihn mit dumpfer Stimme an. Wilhelm blickte auf, sah die hohe, gräßliche Gestalt, stieß einen lauten Schrey aus und wollte fliehen, allein die Kniee wankten unter ihm und er sank ohnmächtig nieder. Lucas wollte ihn hastig verfolgen, stürzte aber über ihn weg mit solcher Gewalt auf das Pflaster, daß er den rechten Arm brach.

Auf sein Geschrey eilten zwey Vertraute von ihm herbey, die im Hintergrunde lauschten. Sie ergriffen ihn an beyden Händen und wollten ihm aufhelfen, allein er schrie laut auf vor Schmerz, und bath sie, ihn nicht mehr anzurühren.

Jetzt eilten auch des unglücklichen Wil-

helms Nestern herab, unter deren Fenstern der Austritt vorgefallen war, und sahen ihren Sohn ohne Lebenszeichen auf der Erde liegen. Das Betttuch, die Stelzen, das mit Leig überzogene Gesicht des übel berüchtigten Lucas, dieß alles ließ einen Theil des traurigen Vorfalles errathen; das Uebrige wurde ihnen von den andern Knaben erzählt. Voll Unwillen hoben sie den Frevler von der Erde auf und ließen seinen Nestern Nachricht geben, die ihn nach Hause tragen ließen. Auch Wilhelm wurde aufgerichtet. Allein er ließ Kopf, Hände und Füße hangen und regte sich nicht. Die beklagenswerthe Mutter glaubte eine Leiche in ihren Armen zu halten, und weinte laut. Der Vater trug endlich seinen Sohn hinauf und brachte ihn zu Bette. Wilhelm war nicht todt; er erholte sich nach einigen Stunden wieder; aber in welchem Zustand! Seine Sinne waren zerrüttet, er verstand Niemand und hatte die Sprache verloren; nur ganz unverständlich lallte er die Worte Gespenst, weiß, groß, groß.

Zwey Jahre lang blieb der Unglückliche in diesem Zustande, und nur sehr langsam erlangte er Verstand und Sprache wieder.

Lucas mußte seinen Frevler durch die Schmerzen, die er bey der Cur seines gebrochenen Arms auszustehen hatte, schwer büßen, und noch schwerer dadurch, daß der Arm lahm blieb und er ihn nie wieder so gut gebrauchen konnte wie vorher.

Sollte man aber wohl glauben, daß er

auch jetzt noch nicht seinem Muthwillen entsagte; allein die endlichen Folgen davon waren schrecklich. Einst, da er einem Pferde einen Dornenstrauch an den Schwanz zu hängen suchte, schlug das gereizte Thier aus und zerschmetterte ihm das linke Bein so, daß es ihm mußte abgenommen werden.

So war er denn vollends ganz ein Krüppel, mußte zeitlebens an Krücken gehen, und konnte sich nur kümmerlich sein Brot verdienen. Mit zunehmenden Jahren vermochte er es immer weniger und am Ende gar nicht mehr. Er mußte sich an die Straße setzen und betteln.

Die ganze Stadt wußte Lucas's Geschichte und alle Väter erzählten sie zur Warnung ihren Söhnen.

Das Bilderbuch.

»Nicht wahr, Christian, du leihst mir ein wenig dein großes Bilderbuch? ich verderbe dir gewiß nichts daran.« — So sprach der kleine Philipp zu seinem Bruder, der eben beschäftigt war, seine Bücher in Ordnung zu stellen.

Christian. Nein, mein Bilderbuch leihe ich nicht weg. Was verstehst du von diesem Buche; du kannst ja doch nicht darin lesen.

Philipp. Ich will ja nur die Bilder sehen. O, lieber Christian, leihe mir es ein wenig; du liest ja doch jetzt nicht darin.

Christian. Ich will aber nicht. Es steht

nun einmahl an seinem Orte und da bleibt es. Nimm dein A B C = Buch, wenn du Bilder sehen willst.

Philipp. Wie lieblos du doch bist! Habe ich dir nicht gestern auch meinen Reif geliehen?

Christian. Deinen Reif? Deinen elenden Reif? Und das willst du mir vorwerfen? Geh, du mußt froh seyn, daß ich ihn nur habe anrühren mögen. Ich will aber gewiß in meinem Leben nichts mehr von dir leihen.

Philipp fing an zu weinen. Sein Bruder würde aber nur noch zorniger und dabey so laut, daß der Vater es bis in sein Arbeitszimmer hörte und herauskam.

»Was gibt es denn hier?« fragte er, indem er in die Thür trat. »Der Eine weint, der Andere zankt, sagt, was ist vorgefallen?«

Christian. Nichts, gar nichts, lieber Vater. Ich wollte dem Philipp mein großes Bilderbuch nicht leihen, weil er mir es leicht verderben könnte, und darüber weint er so; dabey wirfst er mir vor, daß er mir gestern auf eine halbe Stunde seinen Reif geliehen habe.

Philipp. Ich will mich ja aber recht in Acht nehmen, und dir gewiß nichts daran verderben,« sagte Philipp, indem er sich die Augen trockenete.

Christian. So sagst du immer. Ich will nun aber nicht. Das Bilderbuch ist mein, und ich bin nicht verbunden, es dir zu leihen.

»Das ist wahr,« sagte der Vater, »du bist nicht verbunden, es ihm zu leihen. Philipp

war aber auch nicht verbunden, dir seinen Reif zu leihen, und er lieh ihn dir doch. Deine Mutter ist nicht verbunden, dich auf ihren schönen Stühlen sitzen zu lassen, weil du sie leicht verderben könntest, und sie erlaubt es doch; ich wäre vorgestern nicht verbunden gewesen, dich mit mir spazieren fahren zu lassen, und ich nahm dich doch mit. Denke einmahl nach, was aus uns Menschen werden würde, wenn Jeder nur thäte, was er zu thun schuldig ist; wenn keiner dem Andern die geringste Gefälligkeit, den kleinsten Liebesdienst erweisen wollte. Wenn du fällst und ein Bein brichst, so würde dich Niemand aufheben wollen, weil er es nicht schuldig ist. Niemand würde dich aus einer Grube ziehen, in die du gefallen wärest, weil er sich nicht dazu verbunden fühlt, und seine Kleider beschmutzen könnte. Niemand würde, wenn unser Haus in Brand gerieth, das Feuer löschen wollen, weil ihn Niemand dazu zwingen kann und ihm leicht selbst ein Unglück dabey begegnen könnte.«

»Sieh also, mein Sohn, dieß wären die Folgen. Willst du nun das Bilderbuch deinem Bruder nicht leihen, so magst du es behalten; ich werde aber auch künftig dir nichts weiter geben und nichts thun als das, wozu ich verbunden bin.«

Christian sah jetzt ein, daß er Unrecht hatte. Er schämte sich, daß er sich gegen seinen Bruder so hart und unbrüderlich benommen hatte, und gab ihm nicht nur das Bilderbuch, sondern

setzte sich auch zu ihm hin, zeigte ihm die Bilder und erklärte sie ihm.

So sah es der Vater gern. Er lobte Christian, daß er seinen Fehler wieder gut zu machen suchte, und bereitete ihm in der Folge gar manches Vergnügen, wozu er nicht verbunden war.

K i l i a n.

Kilian hatte eine ganz eigene Lust daran, über Jedermann zu spotten, alles zu tadeln, einem Jeden etwas Unangenehmes zu sagen.

Einst trat, zum Beispiel, sein Bruder Friedrich in einem neuen Winterrock von Kalmuck in das Zimmer, und fragte ganz vergnügt: »Nun, wie steht mir mein neuer Ueberrock?« »Ganz allerliebste,« sagte Kilian, »du siehst darin aus wie ein Eisbär.«

Ein anderes Mal kam die Magd mit einem schwarzen Flecken um den Mund in das Zimmer. »Babet,« sprach er, »geht sie nicht vielleicht diesen Vormittag an einer Barbierstube vorbei?« — »Ja wohl.« — »Nun so gehe sie hinein und lasse sie sich rasiren.«

Seine Aeltern wurden öfters von einem Hausfreunde besucht, der blaß und kränklich ausah. Einmal sagte Kilian zu ihm: »Lieber Herr Dusch, ich habe diesen Morgen eine Menge weißer und gelber Farbe in Ihr Haus

tragen sehen; ich wollte wetten, Sie lassen sich mahlen.«

Wenn Mittags oder Abends das Essen auf den Tisch gebracht wurde, so wußte Kilia n an allen Gerichten etwas zu tadeln; bald war ihm die Suppe nicht kräftig, bald der Braten nicht mürbe genug, bald der Salat zu sauer. Eben so ging es mit dem Caffeh, den er bald nicht stark, bald nicht süß genug fand; bald war ihm die Sahne zu schlecht, bald das Brot nicht genug ausgebacken.

Einst sah er einen Brief von der Hand seiner Tante. »Ach Tante,« rief er aus, »wie schlecht ist dieser Brief geschrieben! und nicht einmahl orthographisch. Können Sie es denn nicht besser?« Die Tante, die etwas empfindlich war, nannte ihn einen kleinen Naseweis, und riß ihm den Brief unwillig aus der Hand.

Ein anderes Mahl trat sie mit einem neuen Hut, der ihr nicht sonderlich gut stand, in das Zimmer. Kilia n konnte deßhalb unmöglich schweigen. »Ach wie abscheulich,« rief er, »ist dieser Hut! Wo denken Sie hin, liebe Tante, einen solchen Hut aufzusetzen! Man kann Sie ja nicht ohne Lachen ansehen! Wenigstens um zehn Jahre sehen Sie älter darin aus!« — Er machte es so arg, daß die gute Frau vor Verdruß wieder aus dem Zimmer ging.

Zu seinem Musiklehrer sagte er ein Mahl: »Sie sind ein guter Mann, aber ein schlechter Violinist. Herr St u k e r spielt besser.« »Nun,« sagte der beleidigte Musiker, »so lassen Sie sich

von Herrn Stuzer Unterricht geben,« und verließ ihn. Er wußte, daß dieser Herr Stuzer schon früher Kilians Lehrer gewesen, aber wegen einer ähnlichen beleidigenden Bemerkung dieses Knaben weggeblieben war.

Kilians Aeltern bemerkten mit Leidwesen diese Unarten an ihrem Sohne, denn oft verschonte er selbst die Mutter nicht damit, und machte sie zu einem Gegenstande seines Wüthes. Einst, da sie ihm nicht gut genug angekleidet schien, unterstand er sich zu sagen, sie sehe aus, wie die Frau eines armseligen Dorfbarbiers. Der Vater aber, der eben eine Fliegenklappe neben sich liegen hatte, gab ihm für seine Unverschämtheit einige tüchtige Schläge und führte ihn zur Thür hinaus.

Er kam nach einiger Zeit wieder herein, und bath die beleidigte Mutter um Vergebung. Der Vater gab ihm noch einen scharfen Verweis und schloß mit den Worten: »Wenn du so fortfährst, so wirst du nach und nach alle deine Freunde von dir entfernen; Jedermann wird den Umgang eines so unartigen und naseweisen Menschen meiden, und du wirst dir nichts als Feinde in der Welt machen. Wer sich bey den Menschen beliebt machen und sein Fortkommen unter ihnen finden will, der muß höflich seyn und Andern ohne Ursache nichts Unangenehmes sagen.«

»Ich soll mich also verstellen,« erwiderte Kilian, »und sagen, was ich nicht denke?«

»Nein,« sagte der Vater, »du sollst nur

nicht alles sagen, was du denkst, wenn es für Jemand beleidigend oder auch nur unangenehm seyn kann. Wenn du z. B. einen Buckligen oder einen Krummbeinigen siehst, so bist du ja nicht im geringsten verbunden, zu ihm zu sagen: Herr, Sie haben einen Buckel, oder, Sie haben krumme Beine. Ich kenne sehr achtungswerthe Männer, die solche körperliche Gebrechen an sich haben; wenn ich aber in Gesellschaft mit ihnen bin, so werde ich nie von ihrem Rücken oder ihren Beinen, sondern von solchen Gegenständen sprechen, die sie nicht in Verlegenheit bringen, und ihnen nur Vergnügen machen. Immer bin ich bemüht, mehr zu loben als zu tadeln.«

»Vergnügen machen? loben? Du wirst doch nicht verlangen, Vater, daß ich ein Schmeichler seyn soll. Es gibt kein verächtlicheres Geschöpf auf der Erde, als einen Schmeichler.«

»Da hast du recht. Wer ist aber ein Schmeichler? derjenige, der wider seine Ueberzeugung lobt, was nicht lobenswerth ist, und so die Eigenliebe der Menschen zu seinem Vortheil benützt. Wenn ich aber z. B. ein vollkommen gelungenes Gemählde sehe, warum soll ich nicht ohne Bedenken zu dem Malter sagen dürfen, sein Gemählde sey schön? oder zu einem wahren Virtuosen auf irgend einem musikalischen Instrument, er sey ein trefflicher Musicus? Der Beyfall der Menschen ist ja mit der schönste Lohn jedes Talents und aller guten Eigenschaften; soll ich denn einem Arbeiter seinen Lohn versagen?«

Kilian. Und eben so ist Tadel die Strafe vom Gerechtigkeit.

Der Vater. Gewiß. Ziemt es aber einem Kinde, die Fehler seiner Mutter, seiner Tante, seines Lehrers zu rügen? Was haben selbst erwachsene Personen für ein Recht, das Straßamt an Andern auszuüben, wenn sie nicht ihre Vorgesetzten sind? Keines; darum wird solchen unberufenen Tadlern oft auf eine sehr fühlbare Art geantwortet.

»Soll ich denn aber gar keinen Fehler Anderer tadeln? der Magd, wenn sie einen Rußfleck im Gesicht hat, nicht einmahl sagen dürfen, sie sey schwarz? oder wenn Einer ein schlecht gemachtes Kleid an hat, es stehe ihm nicht gut?«

»Ja das kannst du; aber du sollst nicht zur Magd sagen, sie soll hingehen und sich rasiren lassen, und nicht zu deinem Bruder, er sehe in seinem neuen Winterrock aus wie ein Eisbär. Du sollst vielmehr so schonend als möglich tadeln, was dir nicht recht scheint, und Niemand dem Gelächter der Leute aussetzen. Wie würde dir es wohl gefallen, wenn sich ein kleiner Knabe vor einer ganzen Gesellschaft über dich lustig machte?«

Kilian schwieg; er würde aber leider nicht anders. Die böse Gewohnheit, Andere zu tadeln und zu verspotten, war schon zu tief eingewurzelt, als daß er sie wieder ablegen konnte. Es that ihm gar zu wohl, wenn er frey seinen Witz konnte spielen lassen und eine ganze Gesellschaft über seine Einfälle, auf Unkosten Anderer lachte.

Darum nahm er sich nur in Gegenwart des Vaters in Acht, vor dem er sich fürchtete, sonst aber ließ er seiner Unart freyen Lauf.

Dafür traf aber auch alles ein, was ihm der Vater voraus gesagt hatte: Alle seine Freunde zogen sich von ihm zurück, und überall machte er sich Feinde. Alle jungen Leute von Bildung flohen seine Gesellschaft, und unter Menschen seines Gleichen verwilderte er noch mehr. Auf der Universität, die er später bezog, verwickelte er sich oft, durch seine Spott- und Tadelsucht, in die schlimmsten Händel.

Kilian studierte übrigens nicht umsonst. Er hatte Verstand, Fleiß, Wißbegierde, und erwarb sich ungleich mehr Kenntnisse, als sein Bruder Friedrich, der sich zugleich mit ihm auf der Universität befand. Allein dieser wurde doch viel früher und besser befördert als er, weil er sich durch gute Sitten, Höflichkeit, Freundlichkeit und gefälliges Betragen Freunde und Gönner gemacht hatte, und Kilian nicht.

Armuth und Edelsinn.

Der Handschuhmacher, Franz Hofacker, saß nach einer schweren Krankheit wieder an seinem Arbeitstische und suchte sich etwas Geld zu verdienen, als er auf seiner Treppe ein ungewöhnliches Getöse hörte. Es waren einige Gerichtsdiener mit noch andern Leuten, die mit Körben und Tragbahren heraufkamen, sich in sein Zimmer drängten, und ihm andeuteten,

daß sie Befehl hätten, ihn auszuspänden. Alle Vorstellungen, die er dagegen machte, waren vergeblich. Sie beriefen sich auf ihre Vorschrift, und nahmen ihm sein wenigcs Hausgeräth, sein Bett und sogar sein Handwerkszeug und trugen es weg.

Der Mann war außer sich; er jammerte laut, rang die Hände und klagte dem Himmel das unsägliche Unglück, das er schon hatte erleben müssen. Fast noch mehr jammerte sein eilfjähriger Sohn Tobias, dem es höchst grausam schien, daß man seinem armen, noch nicht ganz genesenen Vater Bett und Handwerkszeug wegnahm.

Ein harter Gläubiger, dem der Vater die kleine Summe von fünfzehn Thalern nicht bezahlen konnte, war Ursache, daß das Gericht mit solcher Strenge gegen den unglücklichen Hofacker verfuhr. Er wollte sich mit seiner Forderung nicht länger gedulden und gab keinen Bitten und Vorstellungen Gehör. Nur ein Mittel war, dem armen Manne sein wenigcs Eigenthum zu erhalten: ihm nämlich so schnell als möglich die fünfzehn Thaler zur Befriedigung des ungestümen Gläubigers zu verschaffen.

Als Tobias hörte, auf welche Art sein Vater gerettet werden könne, bath er die Umstehenden flehentlich, ihm einen reichen und guten Mann zu nennen, er wolle zu ihm eilen, sich vor ihm auf die Kniee werfen und ihn bitten, dem Vater die fünfzehn Thaler zu leihen.

Man nannte ihm den Kaufmann Weinbrenner. Der Vater aber schüttelte mit Thrä-

nen in den Augen den Kopf und sagte: »Kind, du wirst vergeblich bitten, denn der Mann kennt mich nicht.«

L o b i a s eilte die Treppe hinab, dem Hause des Kaufmanns zu. »Retten Sie,« rief er, indem er sich vor ihm niederwarf, »retten Sie meinen Vater. Man hat ihm sein Bett, sein Handwerkszeug, seine Kleider, man hat ihm Alles genommen, weil er fünfzehn Thaler nicht bezahlen kann. Er ist ein Bettler, wenn sich wohlthätige Menschen nicht seiner annehmen.«

»Ey, glaubst du denn, mein Sohn,« erwiderte der Kaufmann, »daß man fünfzehn Thaler gleich so hingibt? Ich kenne deinen Vater ja gar nicht. Vermuthlich ist er ein übler Wirthschafter, der mehr aufgehen läßt als er verdient, sonst hätte er keine Schulden gemacht.«

»Ach nein,« sagte L o b i a s, »mein Vater ist kein schlechter Wirthschafter; er ist ein ehrlicher, fleißiger Mann; allein er hat eine lange und schwere Krankheit auszustehen gehabt, durch die er so zurückgekommen ist. O leihen Sie ihm, bester Herr W e i n b r e n n e r, die fünfzehn Thaler; er wird sie Ihnen gewiß bis auf den letzten Pfennig redlich wieder bezahlen.«

»So wie du, mein Sohn, und noch viel rührender, haben mir schon viele ihre Noth vorge tragen und mir ihre Ehrlichkeit gerühmt; ich bin aber von den meisten, die ich unterstützte, so schändlich betrogen worden, daß ich mir vorgenommen habe, Niemanden mehr so leicht Geld zu leihen. Du bittest also umsonst. Doch sage mir

den Nahmen deines Vaters, ich will mich nach ihm erkundigen und zusehen, wie ihm vielleicht sonst zu helfen ist.«

Tobias nannte ihm den Nahmen seines Vaters und kehrte betrübt nach Hause zurück. Der Kaufmann aber ging selbst zur Obrigkeit, indeß einige seiner Leute sich nach Hofackers Lebensweise bey dessen Nachbarn erkundigten.

Von Seiten der Obrigkeit vernahm Herr Weinbrenner, daß Tobias ihm ganz die Wahrheit gesagt habe. Er sah auch des Vaters werthloses Eigenthum. Bey Erblickung des Handwerkszeuges drückte er dem Richter sein Erstauen aus, auch dieses hier zu finden, da doch die Gesetze ausdrücklich verbiethen, einem Arbeiter sein Werkzeug zu nehmen; der Richter versicherte jedoch, es sey nur durch ein Versehen der Gerichtsdiener mitgenommen worden, und sandte es nun auch sogleich wieder zurück. Mit Vergnügen hörte übrigens der brave Mann, daß bey Gericht weiter keine Schuld von Hofacker, auch sonst nichts Unrühmliches von ihm bekannt sey.

Bey seiner Zurückkunft berichteten ihm die ausgesickten Leute, daß die Nachbarn nur Gutes von dem Manne wüßten, und allgemein seine Geschicklichkeit und seinen Fleiß gerühmt, auch seines Unglücks wegen ihn sehr bedauert hätten.

Jetzt trug der menschenfreundliche Weinbrenner nicht länger Bedenken, die fünfzehn Thaler vorzuschießen. Er legte sie bey Gericht nieder, und noch an demselben Tage erhielt Hofacker all' sein Eigenthum zurück. Dies-

ben Gerichtsdiener, die es ihm weggenommen hatten, brachten es auch wieder, und alle Nachbarn freuten sich herzlich darüber. Niemand aber war glücklicher als der wackere Handschuhmacher und sein Sohn Tobias. Sie eilten beyde ungesäumt zu dem großmüthigen Kaufmann, ihm zu danken. Dieser sprach lange mit dem Vater, und tröstete ihn mit freundlichen Worten. Da sie auch auf seine Krankheit zu reden kamen, so mußte Vater Hofacker ein Glas Wein zu seiner Stärkung trinken und eine ganze Flasche voll mit nach Hause nehmen.

Vier Wochen nach dieser Unterredung erschienen Hofacker wieder vor dem edlen Weinbrenner, aber nicht mehr bleich und abgezehrt wie damahls, sondern mit einem frischen gesunden Ansehen und hellen Augen, aus denen Freude und Dankbarkeit leuchteten. »Sie werden wohl errathen,« sprach er, »daß ich komme, meine Schuld bey ihnen abzutragen. Hier sind die fünfzehn Thaler, womit Sie mich, edler Herr Weinbrenner, vom Untergange gerettet haben. Diese fünfzehn Thaler waren mir damahls mehr werth, als manchem Andern tausend, und ich werde Ihnen, so lange ich lebe, dankbar dafür seyn.«

»Es freut mich,« erwiederte Herr Weinbrenner, »daß ich Sie als einen redlichen Mann kennen lerne. Ich hoffe, Ihnen jetzt noch mehr helfen zu können. Sagen Sie mir, wie viel Geld müßten Sie beyläufig haben, um Ihr Geschäft etwas mehr in's Große treiben zu können?«

»Um mein Geschäft in's Große zu treiben, dazu gehörte schon eine bedeutende Summe; ich wünschte mir aber nur zum Anfang drey bis vier hundert Thaler; das Uebrige würde sich in der Folge schon finden. Ich habe hier für Sie, mein verehrtester Gönner, ein Paar von mir gearbeitete Handschuhe zur Erinnerung Ihrer Wohlthat mitgebracht. Hätte ich Geld, mir Leder anzuschaffen, so wäre ich geborgen; ich würde jährlich mit großem Gewinn einen bedeutenden Absatz von Handschuhen machen können.«

»Es sey gewagt,« sagte der edle Weinbrenner; »Ich verspreche Ihnen ein Darlehen von fünf hundert Thalern, das erste Jahr ohne Zinsen, und vertraue dabey ganz Ihrer Redlichkeit. Ich würde mich unendlich freuen, wenn ich damit das Glück eines braven Mannes gründen könnte. Holen Sie das Geld ab, sobald Sie wollen.«

Der gute Hofacker konnte keine Worte finden, dem biedern Kaufmanne sein Dankgefühl auszudrücken.

Der brave Mann war der so unerwarteten Unterstützung in jeder Hinsicht würdig. Er erhielt die fünf hundert Thaler, verschrieb sich Leder, und verschaffte seinen schön gearbeiteten Handschuhen einen so reißenden Absatz, daß er nicht genug davon liefern konnte. Schon nach den ersten drey Jahren war er im Stande, die empfangenen fünf hundert Thaler seinem edlen Gläubiger zurück zu zahlen, und lebte von dieser Zeit an mit seinem Sohne Tobias in dem besten Wohlstande.

Schlechte Kost und gute Kost.

Herr H a s e l m a n n hatte, wie es gar oft der Fall ist, wenig Geld und viele Kinder. Er konnte sie daher nicht so gut ernähren, als er es sonst vielleicht gethan haben würde. Sie bekamen, den Sonntag ausgenommen, des Morgens keinen Caffeh, und des Mittags kein Fleisch. Abends aber hatten sie den einen Tag Butterbrot den andern Kartoffeln. P e t e r, der ein kleines Leckermaul war, klagte öfters gar sehr darüber. »Ach Vater,« sagte er, »wie ganz anders als bey uns ist man bey Nachbar H o f m a n n. Da geht es in den Wochentagen zu, wie in unserm Hause kaum des Sonntags; alle Tage haben da die Kinder Fleisch und Caffeh, auch zum Caffeh Semmel, und Mittags und Abends drey Mahl in der Woche Braten. Da gibt es Gerüchte, die man bey uns gar nicht nennen hört.«

»Und haben denn,« sagte der Vater, »die Kinder unsers Nachbars vollere und röthere Backen, hellere Augen, frischeres Blut als ihr, sehen sie gesunder und fröhlicher aus?«

P e t e r. Das möchte ich eben nicht sagen. Sie haben für gewöhnlich ein bleiches Gesicht, und P a u l sagt, er habe nur im Fieber rothe Backen und helle Augen; so lustig sind sie auch nicht wie wir, und ich sollte doch denken, bey so guter Kost müßte man noch einmahl so vergnügt seyn als sonst. Wenn ich einen solchen Tisch hätte, wie P a u l, ey! wie wolte ich jubeln!

Der Vater. Du irrst dich, mein Sohn. Gerade der gute Tisch dieser Kinder ist Ursache, daß sie so blaß und krank aussehen, und daß man sie so wenig jubeln hört.

Peter. Das begreife ich gar nicht, Vater, erkläre mir doch das. Wer etwas Gutes zu essen bekommt, der freut sich darüber; und wer sich recht freut, der jubelt, daß man es weit, weit hört. Ist das nicht wahr?

Der Vater. So sagst du, und hast nicht ganz Unrecht. Ich aber sage: Wer etwas Gutes zu essen bekommt, der ist gemeiniglich mehr als er soll; wer aber mehr ist als er soll, der wird bleich und krank. Im Anfang schmeckt es ihm, da jubelt er; am Ende hat er Magendrücken, dann klagt er. Ich möchte, wenn ich an deiner Stelle wäre, meine rothen Backen nicht für des Nachbarn Pasteten hingeben. Das Vergnügen an guten Bissen ist auch bey weitem nicht so dauerhaft als du denkst. —

Acht Tage nach dieser Unterredung erhielt Herr Haselmann einen Besuch von Herrn Fischer, einer von Peters Paten. Dieser sagte zu Peter: »Ich habe gehört, du seyst ein großer Liebhaber von guten Bissen; darum will ich dich fragen, ob du nicht Lust hast, mich nach Berlin zu begleiten, und vier oder fünf Wochen bey mir zu bleiben, denn in meinem Hause ist man alle Tage, wie man bey euch nur des Sonntags ist.

»Ach wenn Sie mich mitnehmen wollten, mein lieber Herr Pathe! Ich hatte schon längst

gewünscht, Ihre schöne Stadt zu sehen, und esse auch gar zu gern was Gut's.«

»Nun gut, so darfst du nur deinen Vater um die Erlaubniß dazu bitten und dich reisefertig machen, denn übermorgen fahre ich wieder nach Berlin.«

Peter eilte auf des Vaters Zimmer und erhielt die gesuchte Erlaubniß. Die Mutter packte ihm die nöthigen Kleider und Wäsche zusammen, und am dritten Tage, Morgens um 5 Uhr, saß er schon mit dem Herrn Pathe im Reisewagen und denselben Abend kamen sie in der Residenz an.

Hier fand nun Peter alles wirklich, wie er es wünschte. Jeder Tag war für ihn ein Festtag; täglich wurde er mit den köstlichsten und seltensten Gerichten bewirthet; und so war denn kein Mensch glücklicher als Peter, und keiner jubelte mehr. Nur Schade, daß das Wonnelieben so kurze Zeit dauern sollte.

»Ach, mein theuerster Herr Pathe,« sagte er gleich in den ersten Tagen, »warum führt man denn nicht auch bey uns einen solchen Tisch?«

»Deswegen,« antwortete Herr Fischer, »weil ein solcher Tisch bey einer starken Familie viel kosten würde, und dein Vater sein Geld besser anwenden kann. Du siehst, unsere ganze Tischgesellschaft besteht aus meiner Frau, dir und mir. Bist du nicht da, so sind unser gewöhnlich nur zwey. So geht alles leicht. Wenn hingegen, wie bey deinem Vater, ein halbes Duzend eflustige Kinder mit zu Tische sitzen, dann ist der Aufwand sehr bedeutend. Dein Va-

ter würde euch aber auch aus guten Gründen nicht besser bewirthen, wenn er noch zehn Mal mehr Vermögen hätte. Er hat unlängst zu mir gesagt: Wenn meine Kinder Kartoffeln essen können, so werden sie schon auch Repphühner essen lernen, wenn sie einmahl dergleichen bekommen; wenn ich sie aber in ihrer Jugend an Repphühner gewöhne, wer steht mir dafür, daß sie sich dereinst mit Kartoffeln begnügen werden, wenn ihnen ihr künftiger Lehrherr nichts Besseres geben will, oder die Umstände ihnen nichts Besseres vergönnen? Sie würden sich dann unglücklich fühlen, und ich möchte meine Kinder nicht gern unglücklich machen. — Sieh, so denkt dein Vater, und ich kann ihm nicht Unrecht geben. Erwirbst du dir in der Folge durch deinen Fleiß und deine Geschicklichkeit die Mittel, besser als in Vaterhause speisen zu können, nun dann magst du es eben so halten wie ich; Niemand wird dir es zum Vorwurfe machen.«

Peter merkte sich das. »Also unter der Bedingung, daß ich mir durch Fleiß und Geschicklichkeit die Mittel dazu erwerbe.« Dieser Gedanke machte ihn ganz froh. »Die Zeit, zu genießen, wird also doch noch kommen, nur jetzt ist sie noch nicht da!« sagte er bey sich selbst, und nahm sich vor, recht viel zu lernen, und unermüdet zu arbeiten.

Nach fünf Wochen kehrte er in die Vaterstadt zurück, und wurde von den Aeltern und Geschwistern mit der gewohnten Liebe wieder aufgenommen.

»Nun,« sagte der Vater, »ist dir es denn

bey deinem Herrn Pathen recht gut gegangen, und bist du so glücklich gewesen, als du dir es dachtest?»

»O ja, o ja,« antwortete Peter, »recht glücklich, doch in den ersten Tagen mehr als die letzte Zeit. Ich hatte zwar auch in den letzten Wochen alles, was mein Herz wünschte; allein es schmeckte mir nicht mehr so gut, freute mich nicht mehr so sehr, wie anfangs, und es war mir bey der Liebe und Freundlichkeit, die ich in dem Hause meines lieben Pathen fand, schon allein so wohl, daß ich aller köstlicher Speisen hätte entbehren können.«

»Siehst du wohl,« sagte der Vater. »Jetzt weißt du aus Erfahrung, mein Sohn, daß man sich an das Gute wie an das Schlechte gewöhnt, wenn man es täglich zu genießen hat. Und so ist es durch eine weise Fügung des Schöpfers nicht nur mit den Speisen, sondern mit allen Bedürfnissen des Lebens. Schmeckten dem Reichen, der alle Tage das Köstlichste hat, seine Braten und Pasteten so gut, als dem Armen, der so etwas kaum ein Mahl im Jahre zu kosten bekommt, so wäre er gar zu glücklich, und der Arme gar zu unglücklich. So gewöhnt sich aber der Reiche durch den öftern Genuß so sehr an seine Leckerbissen, daß sie am Ende seine Eßlust nicht viel mehr reizen als ein Gericht Kartoffeln. Auf solche Art wird am Ende alles wieder gleich. Der Reiche lebt im Grunde nicht besser als der Arme, und der Arme hat vor ihm das Glück einer viel dauerhaftern Gesundheit voraus.

Inhalt.

	Seite
Die Nähterinnen	5
Die Freunde in der Noth	11
Die Erbschleicherinn	17
Das Kleid macht nicht den Mann	28
Unrecht Gut gedeihet nicht	30
Der Dichter Gazotte und seine Tochter	38
Maria Prokaska , die preussische Amazone	45
Was der Mensch säet , das wird er ernten	50
Das Vogelnest	52
Die jungen Vögel	55
Der Schullehrer	58
Lucas , oder Schuld und Strafe	64
Das Bilderbuch	71
Rilian	74
Armuth und Edelsinn	79
Schlechte Kost und gute Kost	85

ite
5
t
7
8
60
88
5
0
2
55
8
4
1
4
9
5

